
QUICK
Nr. 15 · JAHRGANG 14 · MÜNCHEN, 9. APRIL 1961 · 1 H 5730 C · 60 PF. · Schweden: skr 1,00 inkl. oms
In diesem Heft:
Meine Schwester Fabiola
Don Jaime, Lieblingsbruder und Sorgenkind der belgischen Königin, erzählt ihr Leben
Eine Film-Delikatesse: Johanna von Koczian und Hansjörg Felmy in „Die Ehe des Herrn Mississippi"

Kauf dir ein Herz, Kranker!



● **Das Herz,** der Quell des Lebens, soll also nun — wie Sie berichten — austauschbar, ersetzbar sein. Ob diese Experimente der Amerikaner wirklich ein Fortschritt sind? Ist dieser Eingriff in das Leben und seine Dauer von Gott gewollt?
Ingrid Bergmann, Münster

● **Ich bin nun schon 69 Jahre alt geworden** und danke dem lieben Gott für jeden weiteren Tag. Nicht zuletzt deswegen, weil ich schon einmal einen schweren Herzinfarkt gerade noch überstanden habe. Ein „heißes Herze" habe ich zwar nicht mehr in meiner Brust — aber gottlob auch kein tiefgekühltes. Als ich den QUICK-Bericht las, dachte ich mit Schaudern an die entsetzlichen Menschenopfer der alten Azteken. Auf einem weithin sichtbaren Blutgerüst riß man damals Tausenden von Gefangenen das lebende, zuckende Herz aus der Brust. Und wenn die Mediziner jetzt Herzüberpflanzungen vornehmen wollen, dann muß man doch auch einem Menschen erst mal das „Herz aus der Brust reißen". Darf man das?
Rolf Halten, Aachen

● **Das Gefühl,** daß nach unserem Tode unser Herz vielleicht in einem anderen Menschen noch weiterschlägt, ist beklemmend und atemberaubend. Dagegen ist ein Flug zur Venus ein Nichts.
Peter Wallbrunn, Braunschweig

● **Einige hundert Ersatzteile** für den menschlichen Körper sind in einem Katalog einer amerikanischen Firma aufgeführt. Künstliche Knochen in Dutzenden von Abmessungen, künstliche Gelenke, Rippen aus Metall oder Plexiglas, Schädeldecken aus Silber, ganze Speiseröhren, nicht zu vergessen die künstlichen Arterien in allen Kalibern — das alles kann man sich heute mit der Post kommen lassen. Ich bin überzeugt, daß in zwanzig, dreißig Jahren innere Organe, Herzen, Nieren, Mägen und Darmstücke im Kühlschrank liegen, genau wie heute schon die Hornhautstückchen. Nur ein Organ wird nie übertragen werden,

Der ganz offene Brief

Liebe QUICK!

Mit großer Sorge las ich, daß immer weniger Polizisten auf den Kopf der Bevölkerung kommen. Die Zivilbevölkerung vermehrt sich atemberaubend schnell, während bei der Polizei der Nachwuchs fehlt. Der Personalmangel macht sich jetzt auch bei unseren Sicherheitsorganen bemerkbar. Im bayerischen Schleißheim war neulich, wie in der ge-

QUICK-Leser sagen ihre Meinung

und wenn sich die Medizin auch noch tausend Jahre darum bemüht — das Gehirn. Herzen und Nieren kann man anschließen wie eine Maschine, aber das Gehirn kann man niemals an die Nerven und an das Rückenmark anschließen, weil jeder Nerv, der durchschnitten wird, unwiderruflich tot ist und tot bleibt.

Dr. Hans R., Dortmund

Auf der Anklagebank: die Prüfung

● **Endlich hat eine große Zeitschrift** den Wert oder besser den Unwert der Schulprüfungen beleuchtet. Den Lebensweg eines jungen Menschen von dem Ergebnis einer schnellen Urteilsfindung abhängig zu machen, von einer Prüfung also, ist wirklich ein böses Unterfangen.

Klaus Bader, Lübeck

● **In Bayern** wird der Übergang von der Volksschule in eine weiterführende Schule neu geregelt. Danach wird u. a. bestimmt: „Die Feststellung der Eignung zum Besuch einer weiterführenden Schule erstreckt sich grundsätzlich auf einen Zeitraum von zwei Jahren und umfaßt folgende Abschnitte:

a) das letzte an der Volksschule zu verbringende Schuljahr,

b) einen Probeunterricht mit schriftlichen Arbeiten,

c) eine Probezeit bis zu einem Jahr."

Daraus ist ersichtlich, daß die Prüfung mit aller Behutsamkeit und Sorgfalt vorbereitet und vollzogen wird.

Über das Ergebnis dieser bedeutend differenzierten Prüfung kann erst ein abschließendes Urteil gefällt werden, wenn die entsprechenden Erfahrungen in schätzungsweise einem Jahr vorliegen.

Dr. K. Mayr, Oberstudiendirektor, Ludwigsgymnasium, München

● **Erlauben Prüfungen ein Urteil** über die Lebenstüchtigkeit? Diese Frage stellt sich, denn wie oft wird hämisch darauf hingewiesen, daß es viele berühmte und tüchtige Leute gegeben hat, die in der Schule schlechte Noten bekommen haben. In diesem Zusammenhang ist es interessant zu lesen, was deutsche Wissenschaftler ermittelten. Sie verfolgten den Lebensweg von mehreren hundert Abiturienten, die ihre Reifeprüfung mit einer Eins bestanden hatten, und sie beobachteten auch jene, die nur mit Mühe und Not durch das Abitur gekommen waren. Dabei stellten sie fest:

Wenn man neun Berufs- und Leistungsgruppen aufstellt, erreichten zwei Eins-Abiturienten die 1. Gruppe. In der 2. Gruppe „Spitzenstellungen" finden sich fünf Prozent der Eins-Abiturienten und anderthalb Prozent der schlechten Abiturienten. Auch in der 3. und 4. Gruppe („Akademische Berufe in steigender Verantwortlichkeit") sind elf- beziehungsweise achtzehnmal so viele Eins-Abiturienten wie schlechte Schüler.

Diese Tatsachen erlauben nur eine Schlußfolgerung: Prüfungen sind sinnvoll, vor allem, wenn man sie glänzend besteht . . .

Horst Fall, Hamburg

Die letzten 95 Stunden



● **Nach der Flucht Mussolinis** und seiner Minister aus Mailand wurde nicht nur auf Faschisten eine wahre Treibjagd veranstaltet. Ich habe es selbst erlebt, wie deutsche Soldaten und Wehrmachtshelferinnen, die ahnungslos in den Straßen Mailands spazierengingen, verhaftet und auf Lkws in die Gefängnisse gebracht wurden. Viele von uns wurden schwer mißhandelt. Am schlimmsten waren die italienischen Kommunisten. Sie trugen als Erkennungszeichen ein rotes Halstuch über ihrer Milizuniform. Wir waren froh, als wir endlich in amerikanische Gefangenschaft gerieten.

Heinrich Stippig, Montabaur

● **Die Bedeutung der italienischen Partisanen** ist damals vom deutschen Oberkommando sehr unterschätzt worden. Allein in den Provinzen Mailand und Verona gab es, wie die Alliierten später feststellten, über 58 000 organisierte Partisanen in insgesamt 67 Brigaden. Ich war in den letzten Kriegswochen als Feldgendarm in Oberitalien eingesetzt und habe mehrfach mit Partisanengruppen verhandeln müssen, um den freien Abzug deutscher Truppenteile zu sichern. Fairerweise muß ich feststellen, daß sich die meisten Italiener bis zum Schluß den Deutschen gegenüber loyal verhielten.

Hubert Szernek, Karlshafen

samten Presse mit Entsetzen berichtet wurde, die Polizeistation stundenlang nur mit der amtlichen Putzfrau besetzt, weil alle Beamten auf Außendienst waren. Die zweckentfremdete Raumpflegerin entledigte sich ihrer Aufgabe mit großem Geschick, fertigte Besucher ab, telefonierte und funkte. Wie es aber in unseren als peinlich sauber bekannten Polizeirevieren aussehen wird, wenn die Putzfrauen sich nur noch dem Dienstbetrieb widmen, ist kaum auszudenken. Ich möchte deshalb vorschlagen, in Zukunft kleinere Verkehrssünder nicht mehr mit Geldbußen zu bestrafen, sondern mit zweistündigem Putzdienst auf der Wache. Dann können die Putzfrauen die revierpolizeilichen Arbeiten übernehmen, in denen sich die Schleißheimer Dame schon so hervorragend bewährte. Mit dieser Lösung würden viele Polizisten für den Außendienst frei und eine ordnungsgemäße Überwachung der Parkuhren gewährleistet. Dadurch würde wiederum der Zustrom von Putzkräften vergrößert und der Personalmangel binnen kurzem restlos beseitigt.



Herzlichst Dein

MANFRED SCHMIDT


NEUE ERFAHRUNG FÜR FILTER-RAUCHER
Reyno erfrischt Sie mit jedem Zug
• menthol-frisch
• voller Tabakgenuss
• moderne Packung – und Filter
Menthol Fresh
Reyno
FILTER CIGARETTES
Reyno
Ein Tag im Frühsommer ... mit Sonnenschein, der dem Herzen wohltut ... mit kühlen, erfrischenden Schatten ... diese Stimmung, eingefangen in einer Zigarette - das ist Reyno. Voller Tabakgenuß ... und zugleich reine, natürliche Frische mit jedem Zug - das ist Reyno. Probieren Sie Reyno, und erleben Sie selbst diesen neuen, frischen Rauchgenuß.
20 Zigaretten 1,75

Wenn die Arbeit zuviel wird:

Wer muss den Menschen schützen?

Gesundheit schätzt man erst, wenn man sie verloren hat.
Sprichwort

Der Fall hat kein Beispiel in der Justizgeschichte. Er wird alle interessieren, die sich mit einem übermäßigen Arbeitspensum abrackern und dabei Schaden nehmen an ihrer Gesundheit. Er geht alle an, die aus Furcht vor Zurücksetzung bei der Vergabe von Planstellen und bei Beförderungen nicht protestieren, wenn die Arbeit auf ihrem Schreibtisch überquillt.

Der Fall spielt heute, in einem Deutschland, dessen Bürger angeblich fauler werden, wie ein deutscher Politiker nach einem Bericht der amerikanischen Zeitschrift „News and World Report" gesagt hat.

Der Fall, den QUICK meint, ist ein Rechtsstreit vor der 4. Bielefelder Zivilkammer: Ein Staatsanwalt, der 37jährige Karl-Heinz Buschkamp, verklagt seinen Arbeitgeber, den Staat, vertreten durch den Justizminister des zuständigen Landes Nordrhein-Westfalen.

Der Unfall

Auf der Fahrt zu einer Sitzung des Schöffengerichtes in Gütersloh verunglückte Staatsanwalt Buschkamp mit seinem Privatauto. Der Schaden: 5200 Mark. (4000 Mark für einen total beschädigten Opel, 1200 Mark für Arzt und Kurkosten.)

Die Ursache

„Durchblutungsstörungen im Gehirn infolge Überlastung" stellten die Ärzte als Unfallursache fest. Ein Schwächeanfall also. Außerdem litt der junge Staatsanwalt an einer Erkrankung der Herzkranzgefäße. Auch dafür machten die Mediziner die seit langer Zeit währende Arbeitsüberlastung verantwortlich. In der Tat hatte der Staatsanwalt, wie er vor Gericht erklärte, einen 14-Stunden-Arbeitstag während der Jahre 1957 und 1958, als er im Wirtschaftsdezernat der Staatsanwaltschaft in Bielefeld tätig war. Auch später — im Verkehrsdezernat — mußte er monatlich 230 Fälle bearbeiten. Vor 20 Uhr gab's für ihn keinen Feierabend. Selbst im Urlaub mußte er Akten wälzen. Und noch wenige Tage vor dem Unfall war der Staatsanwalt in seinem Dienstzimmer an einem Samstagabend über dem Schreibtisch eingeschlafen. Wegen Übermüdung! Und deshalb meint Staatsanwalt Buschkamp, daß zwischen der langjährigen Überforderung und dem Unfall ein Kausalzusammenhang besteht. Also soll der Staat den Schaden bezahlen.

Die Fragen

Dieser Prozeß, der noch nicht entschieden worden ist, wirft eine Reihe von Fragen auf:

1. Die Frage nach der Eigenverantwortlichkeit, die jeder einzelne für seine Gesundheit trägt.
2. Die Frage, wieweit sich der Arbeitgeber darum kümmern muß, daß seine Arbeiter und Angestellten nicht wegen Überlastung zusammenbrechen.

Fragen, die für Millionen Menschen in Deutschland von brennender Aktualität sind ...



Johanna von Kaczian spielt die amoralische Anastasia

Zum Titelbild:

Verfilmter Dürrenmatt



Graf Ubelohe: H. J. Felmy

Der Dramatiker Friedrich Dürrenmatt – er bezeichnet sich als „literarischen Raketenfabrikanten" – hat jetzt auch für eine filmische Rakete gesorgt: Er schrieb sein Bühnenstück „Die Ehe des Herrn Mississippi" fürs Kino um. Bei den diesjährigen Berliner Filmfestspielen wird diese Rakete – so meinen Fachleute – aus mehreren Gründen mit Erfolg einschlagen:

1. Dürrenmatts Film verbindet Elemente des Kriminalreißers mit politischer Satire und bitterer Komödie. Er wird die Weltordnung à la Dürrenmatt zeigen: als Weltunordnung. Ein filmischer Schock ist zu erwarten.
2. Die Regie führt ein Mann, bei dem solche Stoffe in den besten Händen sind: Kurt Hoffmann, dem Grusical-Spezialisten (Das Spukschloß im Spessart).
3. Die vier Menschen, die auf der Suche nach Macht und Liebe sind, werden von vier Spitzenstars dargestellt. In der Hauptrolle und fast immer im Bild: Johanna von Kaczian, erstmals in der Rolle einer bösen Frau. Sie spielt ein ganz dem Irdischen verhaftetes Triebwesen ...



Revolutionär: Martin Held



Staatsanwalt: O. E. Hasse

Behörden fragen: Leben Sie noch?

Der sinnlose Marsch

Nun marschieren sie wieder, die über drei Millionen Kriegshinterbliebenen und Kriegsbeschädigten. Sie marschieren wie in jedem Frühjahr. Sie marschieren zu den Behörden. Sie müssen dort beweisen, daß sie am Leben sind.

In der Hand halten diese Frauen und Männer Zettel, die ihnen zugestellt wurden und die im schlichten Behördendeutsch „versorgungsamtliche Lebensbescheinigungsformulare" heißen. Diese Papiere müssen abgestempelt werden. Stempel hin, Stempel her — der Marsch dieser drei Millionen ist ein sinnloser Marsch. QUICK schlägt vor, die Sache zu vereinfachen. Über 80 Prozent der Kriegsopfer sind berufstätig. Wie wäre es, wenn die Arbeitgeber diese Bescheinigungen bestätigen würden?

Das Bundesarbeitsministerium meint, es komme weniger darauf an, festzustellen, ob der Bezugsberechtigte noch am Leben sei: Man müsse vielmehr Aufschluß über seine persönlichen Verhältnisse (Scheidung, Kinder usw.) erhalten.

Aber auch das ließe sich anders erreichen: Man sollte nur jene Kriegsbeschädigten zur Meldung verpflichten, bei denen derartige Veränderungen eintreten. „Es ist beim besten Willen kein ausreichender Grund zu erkennen, deswegen nun alle 3,5 Millionen antanzen zu lassen", meinte Lenz Inhauser vom Verband der Kriegsbeschädigten zu QUICK.

So sinnlos also dieser Marsch der Millionen ist, so teuer ist er auch: Wenn man nur zwei Verluststunden mit einem Produktionswert von je zwei Mark pro Kopf rechnet, dann kostet das die Volkswirtschaft mindestens vierzehn Millionen Mark!

Doch davon abgesehen: Warum den Schwerbeschädigten das Leben noch schwerer machen?

Bundeskanzler gesucht

„Die Herren von QUICK haben ganz vergessen, dazuzuschreiben, daß der Mann eine angestrengte 84-Stunden-Woche hat ... Allerdings auch Gelegenheit zu langen und anstrengenden Auslandsreisen ..."

Konrad Adenauer über das QUICK-Inserat „Bundeskanzler gesucht".

Seit drei Wochen veröffentlicht QUICK die Ergebnisse einer einzigartigen Meinungsumfrage: Wie muß der „ideale Bundeskanzler" beschaffen sein? Seit drei Wochen wird in ganz Deutschland über diese Frage diskutiert.

Es gab schon mehrere Überraschungen. Der „ideale Kanzler" heißt weder Adenauer noch Brandt. Er ist auch nicht unter den Bonner Buh-Männern Ollenhauer und Strauß zu finden, über die QUICK im vorigen Heft berichtet hat. Der große Wahltest geht heute weiter. Auf Seite 84 vergleicht QUICK Ludwig Erhard und Carlo Schmid mit dem politischen Idealbild des Bundesbürgers. Beide Politiker sind die besten Pferde ihrer Parteien. Aber:

Die besten Pferde bleiben im Stall



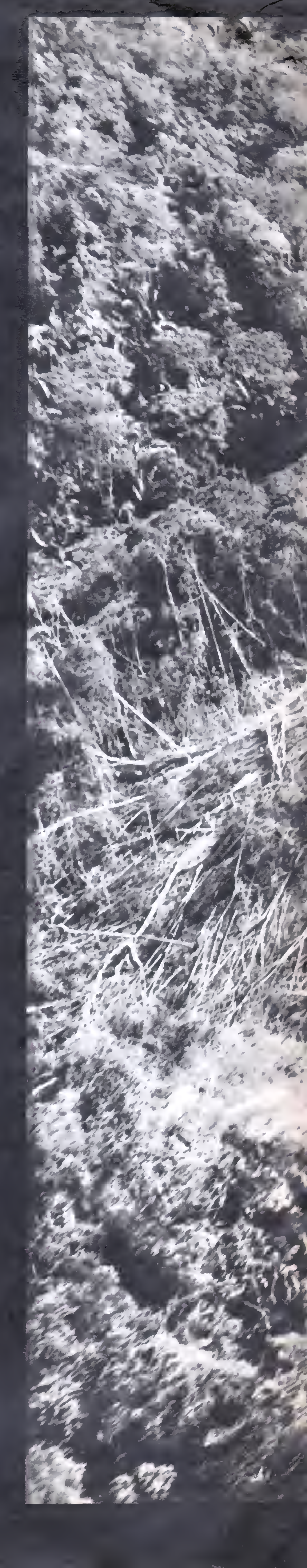
Seltsame Bauwerke stehen mitten im Urwald von Venezuela. Kein Weißer hat sie je betreten, niemand weiß etwas vom Leben ihrer Bewohner. Jetzt versuchten italienische Forscher, diesem ungewöhnlichen Rätsel auf die Spur zu kommen — einem der letzten großen Geheimnisse unseres Jahrhunderts.

Mitten in dem endlosen grünen Meer aus Palmen und Mangroven, aus Lianen und Bambus erhebt sich auf einem abgeflachten Hügel eine riesige Halle. Sie gleicht in ihrer Form einem umgestürzten Schiffsrumpf. Die Wissenschaft weiß seit einigen Jahren: Hier wohnen Motilonen-Indianer. Aber das ist auch fast das einzige, was sie weiß. Der Urwald ringsum ist von Geheimnissen umwittert. Wie eine wehrhafte Burg thront der Bau über der Lichtung, die sorgfältig von Bäumen und vom Dickicht gerodet wurde. Es ist, als wollten die Motilonen freies Schußfeld haben — das vermuten die Forscher, die das Haus jetzt im Tiefflug beobachteten. Sie haben triftige Gründe dafür ...

Das lockende Geheimnis



Am Fuß der Sierra de Ocana: Halt für Weiße.





Das lockende Geheimnis

Kamera und Giftpfeile sind die Waffen im undurchdringlichen Urwald des westlichen Venezuela. Auf der einen Seite der „Kriegsfrant" stehen Wissenschaftler und Ölsucher. Die Wissenschaftler werden magisch angezogen van dem ungelästen Geheimnis der riesigen „Mietshäuser" mitten im Urwald. Die Ölsucher sind erpicht auf die Petroleumfelder in diesem Landstreifen. Doch nichts anderes ist den Forschern bisher gelungen, als mit schweren Spezialkameras (rechts) Luftbilder zu „schießen". Auf der anderen Seite der „Frant" stehen die schlanken, gelbhäutigen Motilanen-Indianer, ein wilder Stamm der Ureinwohner des Landes. Mit einem Gewitter von Giftpfeilen haben sie bis heute jede Expedition zurückgeschlagen, die sich ihren seltsamen, rätselhaften Wohnstätten nähern wollte – jenen Riesenhütten aus Blätterwerk, kunstvallem Lianengeflecht und dunklem Lehm, die Einschlupflächer zeigen wie Ameisenhaufen (unten). Zehn Meter hoch und dreißig Meter lang sind die Riesenbauten. Niemand aber weiß, wieviel Bewohner ein salcher „Walkenkratzer" hat. Niemand hat je gesehen, wie er gebaut wird. Niemand kann sagen, wie die Motilanen mit ihren primitiven Werkzeugen zu solchen Leistungen fähig sind. Mit einem Trick versuchte ein Forscher-Team diese Rätsel zu läsen und das Wohlwallen der Indianer zu gewinnen...





Nackt und feindselig – so sah die Tele-Kamera die Matilonen, die zu dem metallenen Vogel emporstarrten, der über ihrer Hütte kreiste (rechts). Bei neuen Anflügen hockten drei Indianer auf dem First eines Hauses: wie Warnposten vor Luftangriffen (rechts außen). Tagelang warf dann eine Hubschrauber-Besatzung Töpfe, Kämme, Decken und Schokolade auf die Lichtung. Nichts rührte sich. Doch über Nacht waren die Geschenke verschwunden. Nahmen die Matilonen das Friedensangebot an? Aus dem Hubschrauber wurde jetzt eine Stoffpuppe abgeseilt, groß wie ein Mensch. Sekunden später aber war die Expedition gescheitert. Die Puppe wurde von einem Hagel vergifteter Pfeile getroffen, noch ehe sie den Boden berührt hatte. Es wäre Selbstmord gewesen, einen Menschen über eine Strickleiter absteigen zu lassen. Die Rätsel der Motilanen blieben: Warum bauen sie Häuser so groß wie Turnhallen? Gibt es Stockwerke darin? Leben die Familien in getrennten „Wohnungen"? Nichts weiß man. Nichts von der Sprache dieses Volkes, nichts von seiner Gesellschaftsordnung. Und nur zweihundert Kilometer nördlich, bei Maracaibo, stehen Erdöltürme, rasen Autos über vierbahnige Straßen und strahlt das Fernsehen Bilder aus, die den letzten Winkel des Erdballs zeigen. Die „Riesenhütten" aber bleiben ein lockendes Geheimnis.

So starben die Opfer des „Teufels von Sankt Pölten": Im Auto spendierte Max Gufler seinen „Bräuten" Likör. Likör, dem ein starkes Schlafmittel beigemischt war. Sobald die Frauen fest schliefen, zerrte Gufler sie aus dem Wagen — hier die Rekonstruktion an einem der Tatorte — und stieß sie ins Wasser . . .



Diesen Frauen wurde ihre Einsamkeit zum Verhängnis



Erwürgt wurde die alleinstehende Wienerin Emilie Meystrzik. Kurz vor ihrem Tod hatte die Ex-Dolmetscherin ihrer Freundin anvertraut, ein Fabrikant aus Deutschland wolle sie heiraten. Der „Fabrikant": Gufler.



Ein Herzanfall beendete das Leben der Bahnhofskiosk-Inhaberin Auguste Lindebner. So stand es im Totenschein. Logiergast in „Gustis" Wohnung: Gufler. Jetzt fand man in der exhumierten Leiche starke Schlafmittelspuren.

Vor dem Wiener Schwurgericht steht in diesen Tagen ein Verbrecher, dessen Taten in der Kriminalgeschichte ohne Beispiel sind: Max Gufler, der „Teufel von Sankt Pölten". Ein biederer, heiratslustiger Handelsvertreter — in dieser harmlosen Maske machte sich Gufler an mehr als fünfzig einsame Frauen heran. Witterte er Geld, dann sprach er bald vom Hochzeitmachen. Kaltblütig erschlich sich Gufler das Vertrauen seiner Opfer, routiniert lockte er ihnen die Ersparnisse aus der Tasche. Dann kam die Hochzeit — mit dem Sensenmann . . .

Der Likör-Mörder

Die unheimliche Geschichte des Frauenschrecks Gufler



Ertrunken aus der Donau gefischt wurde die Köchin Josefine Kamleitner. Auch in ihrem Körper fanden sich Schlafmittelspuren. Bevor sie starb, gab sie Gufler ihre beträchtlichen Ersparnisse. Zur Existenzgründung.

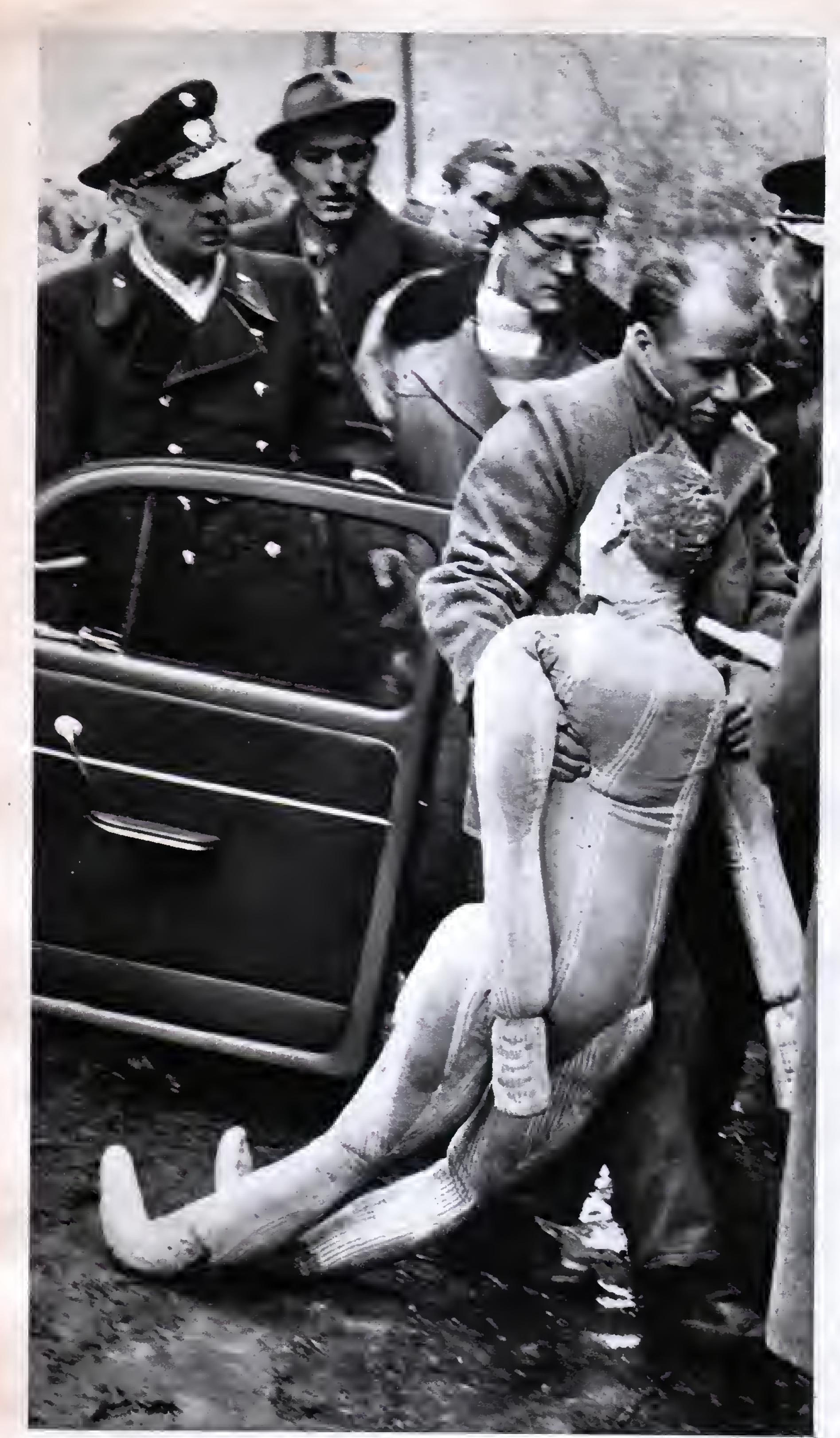


Ertrunken lag die geschiedene Maria Robas, das Gesicht nach unten, im seichten Wasser eines kleinen Bachs. Zuvor hatte sie ihr Vermögen — mehr als 30 000 Schilling — „flüssig gemacht" und Gufler ausgehändigt . . .



Ertrunken ist vermutlich auch die Zeitungsträgerin Julie Nass. Sie packte eines Tages im steiermärkischen Fohnsdorf ihren persönlichen Besitz zusammen, um in Guflers Auto nach Wien zu übersiedeln. Sie kam nie an . . .

Der Likör-Mörder



Der Teufel von St. Pölten beim Lokaltermin: Mit einer Puppe zeigt Max Gufler den Kriminalbeamten der Mordkommission, wie Maria Robas starb — die geschiedene, vermögende Frau, die sich von dem freundlichen, zuvorkommenden Gufler neues Eheglück erhoffte. Auch sie wurde zuerst mit dem schlafmittelhaltigen Likör betäubt, dann aus dem Auto gezerrt (oben) und ins Wasser gestoßen. Keine der einsamen Frauen, denen sich Max Gufler näherte, durchschaute ihn, keine erkannte seine wahren Absichten. Der primitive Mann mit dem abgrundhäßlichen Gesicht und dem schütteren Haar, der Arbeitsscheue, bei dem es so bedenklich mit der Rechtschreibung haperte — auch die intelligenten, lebenserfahrenen Frauen fielen auf ihn herein. Kein Instinkt warnte sie. Kein weiblicher „sechster Sinn" ließ sie nachdenklich werden. Die menschliche Wärme, die Gufler so gut zu demonstrieren wußte — unten: Max Gufler vor zwanzig Jahren mit seinem außerehelichen Sohn — diese menschliche Wärme tat ihnen wohl. Mehr brauchten sie nicht, nach mehr fragten sie nicht. Sie standen dem Verhängnis gegenüber, doch ihr Gefühl sagte ihnen nur eines: Dieser Gufler **ist ein so netter Mensch!**



Sein Lieblingslied hieß: „Laß die Frau, die dich liebt, niemals weinen . . ." Dann ging er hin und mordete die Frauen. Ein gemütvoller Satan. Viele Massenmörder sind so . . .

Als er seinen vierten Frauenmord gestanden hatte, unterbrach er seine Schilderungen, stand plötzlich auf und sagte zu den Kriminalbeamten: „Und jetzt möchte ich ein Schnitzel mit Kartoffelsalat."

Die Beamten schauten sich sprachlos an. Dann brüllte der eine los:

„Was fällt Ihnen eigentlich ein? Was glauben Sie denn, wo Sie sind?"

Der Massenmörder Max Gufler setzte sich ruhig wieder hin.

„Bitte", sagte er kalt, „wie Sie wollen. Sie können ja weiterreden. Ich höre Ihnen ganz gerne zu. Aber ich werde nichts mehr sagen. Kein Wort mehr, bis ich mein Schnitzel habe."

Man brachte ihm das Schnitzel. Mit Kartoffelsalat.

Dann wünschte Max Gufler seine Schuhe mit bequemen Filzpantoffeln zu vertauschen. Man brachte ihm Filzpantoffeln. Erst dann plauderte der Massenmörder weiter.

★

Selten wurde ein Gewaltverbrecher so mit Glacéhandschuhen angefaßt wie Max Gutler. Denn in Europa war eine wahre „Gufler-Psychose" ausgebrochen. Aus dem In- und Ausland bot man der österreichischen Kriminalpolizei pausenlos unbekannte Frauenleichen an — in der Hoffnung, Max Gufler sei der Mörder.

Aber der Waschmaschinenvertreter aus St. Pölten gestand nicht mehr als vier Morde.

Die Morde an der einstigen Dolmetscherin Emilie Meystrzik, der Köchin Josefine Kamleitner, der Pensionsinhaberin Robas und der Zeitungsausträgerin Julie Nass. Außerdem gab er zwei versuchte Raubmorde zu — einen an einem Juwelier und einen zweiten an einem reisenden Schmuckwarenhändler.

★

Max Gufler, einer der widerlichsten Verbrecher der Nachkriegszeit, wird als „Likör-Mörder" in die internationale Kriminalgeschichte eingehen.

Er war ein femininer Mörder. Gift und Schlafmittel sind seit jeher die Waffen einer Frau. Gufler bediente sich eines starken Schlafmittels, das er mit Likör vermischte. Von diesem Likör gab er seinen Opfern zu trinken, bevor er sie in irgendeinen österreichischen Fluß warf.

Und das geschah immer nach derselben, nach dieser Methode:

Gufler fährt in seinem olivfarbenen DKW mit Julie Nass, seinem vierten Opfer, durch die Nacht. Plötzlich hält er den Wagen an und legt seine Hand auf Julies Arm.

„Wir mieten uns irgendwo in der Wachau ein Zimmer", sagt er mit leidenschaftlicher, zärtlicher Stimme. „Schließlich ist es ja irgendwie unsere Hochzeitsreise . . ."

Bei Mautern an der Donau hält Gufler den Wagen an. Drunten neben der Straße rauscht leise der Fluß. Ein paar Lichter glitzern in dem schwarzen Wasser.

„Schön ist es hier . . . schau nur!" sagt Max Gufler und kurbelt das Fenster herunter. Dann holt er eine kleine Likörflasche und einen Becher aus dem Fach.

„Hier habe ich etwas ganz Besonderes für dich . . . nur für Damen . . . für Damen auf der Hochzeitsreise."

Er schenkt ein und Julie trinkt.

„Weichsellikör", sagt Gufler. „Besonders würzig . . . Schmeckt er dir? Willst du noch einen?"

Julie Nass trinkt noch einen Becher und dann noch einen. Und dann fühlt sie, wie ihre Hände und Füße auf einmal bleischwer werden. Die Lichter auf der Donau fangen vor ihren Augen zu tanzen an, erlöschen plötzlich . . .

Träumt sie — oder ist es wirklich der Mann an ihrer Seite, der sie jetzt unter die Achseln faßt und aus dem Wagen hebt? Der sie auf den Armen trägt, irgendwohin . . .

Es tut gut, so getragen zu werden . . . Es ist wie ein Schweben, ein Flug . . . Und jetzt hat sie gar kein Gewicht mehr . . . Sie fliegt, schwebt in eine uferlose Dunkelheit . . .

Max Gufler hat Julie Nass grinsend in die Donau geworfen.

Später gesteht er dem Kriminalbeamten zynisch: „Ich dachte mir damals: Hast die Josefine Kamleitner bereits in die Donau geschmissen, ohne daß etwas herausgekommen ist, haust die Julie auch hinein, dann bist du sie los."

Die wie alle Opfer mit Weichsellikör betäubte Maria Robas legte er mit dem Gesicht nach unten in einen seichten Bach.

Nur die „Naschmarkt-Lilly", die alleinstehende Emilie Meystrzik, erdrosselte er in ihrer Wohnung. Aber auch erst, nachdem er ihr von seinem Weichsellikör zu trinken gegeben hatte.

Allen seinen Opfern zog Gufler, bevor er sie endgültig umbrachte, die Unterwäsche aus. Entblößt ließ er sie liegen. So sollte das wahre Mordmotiv — Habgier — verschleiert werden.

★

Max Guflers Opfer machten ihrem Mörder das Töten leicht. Sie alle waren Frauen über Vierzig, die das Leben vergessen hatte. Durch eine Heiratsannonce machten sie einen letzten Versuch, noch einen Mann zu finden — und damit noch ein wenig Glück, ein wenig Zärtlichkeit und Sicherheit für den Lebensabend.

Manchmal schrieben diese Frauen auch auf das Heiratsinserat des Waschmaschinenvertreters Max Gufler. Es lautete:

„Ernst denkender Mann, 47/165, kein Schürzenjäger, Nichtraucher, Nichttrinker, sehr strebsam, sucht Ehekameradin, die ihm zu einer Existenz verhilft. Bin ledig, ohne Anhang, zu jeder Arbeit zu gebrauchen. Wo ist die Frau, der ich Stütze sein kann? Antworten unter ‚Treu und verläßlich'."

Und wenn Max Gufler dann den Frauen, die ein wenig Glück, ein wenig Zärtlichkeit suchten, zum erstenmal begegnete, küßte er ihnen galant die Hand. Und sagte mit dem ganzen Charme eines österreichischen Waschmaschinenvertreters: „Du bist das richtige Weiberl für mich."

Dann faselte er ihnen etwas vom Kauf eines Feinkostgeschäftes oder einer Wohnung in Wien vor — und die Frauen glaubten ihm. Holten ihre Sparbeträge von den Kassen und fuhren mit Max Gufler durch die Gegend, bis er ihnen Weichsellikör zu trinken gab . . .

Gufler nahm seinen Opfern, bevor er sie ertränkte, das Geld und — ihre Hausschlüssel ab. Dann kehrte er zurück und räumte ihre Wohnungen bis auf die letzte Stecknadel aus.

Als Max Gufler nach Jahren endlich verhaftet worden war, erlebten die Kriminalbeamten eine Wäscheschau des Grauens: In Guflers Garage lagen Kleider und Unterwäsche zu Bergen gestapelt, dazu Radioapparate, Nähmaschinen und Schmuck: die schaurige Beute des „Teufels von St. Pölten" . . .

Ein Koffer mit ein paar Habseligkeiten, vier Wände, die nicht ihre eigenen sind — das ist Nana Osten von ihrem



Der rote Stern der blonden Nana Schwebs war mit dem Film „Ein Mädchen von sechzehneinhalb" in der Sowjetzone aufgegangen. Ihr ausdrucksvolles Gesicht lockte die müden Zuschauer wieder freiwillig an die Kassen. Die Funktionäre jubelten – bis Nana ging . .



Als blonder Engel, der seine Harfe versetzt, begann die Ostberlinerin im Westen unter dem Namen Osten ihre zweite Karriere. Nach diesem Erfolg in der Rolle eines überirdischen Wesens sagten ihr die begeisterten Kritiker eine strahlende Zukunft voraus.



Die große Ernüchterung begann mit dem Befehl „Blitzmädchen an die Front". Die Produzenten zogen ihrem blonden Engel eine Uniform an und verheizten Nana in jenem Krieg, den sie nur als Baby erlebt hatte. Der Film wurde ein Reinfall. Der Engel fiel . . .



Traum geblieben.

Interzonen-Filmstar Nana Osten setzte sich zwischen die Stühle:

Kein Platz für Engel

Die beiden Westberliner Feuerwehrmänner schoben diesmal die Bahre besonders behutsam in den Unfallwagen. Immerhin balancierten sie auf ihrer Bahre einen Engel. Den „Engel, der seine Harfe versetzte".

Die Schauspielerin Nana Osten hatte in ihrem Film so vielen Menschen so viel Glück gebracht. Hatte sie vergessen, für sich selbst eine ausreichende Portion aus den Filmateliers mit nach Hause zu nehmen?

Die Krankenträger drapierten die langen blonden Haare des bleichgesichtigen Mädchens dekorativ über die Decke. Filmstars müssen auch in der Stunde übermäßig eingenommener Schlafmittel fotogen aussehen. Neben dem Bett der Schauspielerin hatten die Samariter eine leere Tablettenpackung gefunden ...

In den Westberliner Krankenhäusern ist man in der Behandlung von Selbstmordkandidaten mehr geübt als anderswo. Denn Westberlin hat die höchste Selbstmordrate der Welt. Das macht das Klima der geteilten Stadt ...

Nana Osten konnte die Klinik nach zwei Tagen wieder verlassen. Noch etwas schwach auf den Beinen, ein Engel mit hängenden Flügeln.

„Es war ein Irrtum", sagt Nana. „Ich wollte mich nur mal richtig ausschlafen. Deshalb habe ich Schlaftabletten genommen. Ich hätte nie gedacht, daß die so wirken."

Nana hatte übersehen, daß man sich auch als Gestalterin überirdisch zarter Engelswesen nicht ungestraft der scharfen politischen Ost-West-Zugluft aussetzen darf.

Als gefeierter Nachwuchsstar der sowjetzonalen Staatsfilmgesellschaft DEFA in Berlin-Babelsberg war

Bitte lesen Sie weiter auf Seite 80



„Endstation Rote Laterne" war für Nana Osten die Endstation im westdeutschen Film. Die Ohrfeigen, die ihr Wolfgang Büttner vor der Kamera verabreichte, brannten nicht so wie die Enttäuschung über die verpfuschte Karriere. Nana ging den Weg zurück.

Der Weg zurück war ein Weg in die Sackgasse: Nana Osten kam zum zweitenmal über die Zonengrenze, enttäuscht von beiden Seiten ...

Am „Schlüsselloch von Rotchina" — in der englischen Kronkolonie Hong

QUICK

am Bambusvorhang

Der Fluch

Wer auf dieser Brücke steht, spürt die Gefahr. Wer nur eine Stunde diese Grenze beobachtet, sieht den Schatten, der auf Asiens Zukunft liegt. Das Land jenseits des Flusses, von dem niemand genau sagen kann, ob es 600 oder 700 Millionen Menschen bewohnen — hier ist es nicht länger ein Geheimnis. Das politische Versteckspiel des Westens mit Rotchina, mit einem Viertel der Erdbevölkerung — hier hat es andere Regeln. Auf ihrer Reise durch die Nachbarländer Pekings erlebten QUICK-Reporter Hanns Hubmann und QUICK-Redakteur Kurt Gessl den Fluch von Hongkong. Nach ihrem Bericht vom Krisenherd Laos schildern sie heute, wie eine Weltstadt in Menschen ertrinkt...



Auf der Brücke zwischen zwei Welten: QUICK-Reporter Hanns Hubmann

Der Bambusvorhang zwischen Ost und West hat sich gehoben: Vorbei

kong — erlebten QUICK-Reporter den aussichtslosen Kampf gegen die Flut der chinesischen Flüchtlinge:

von Hongkong



an den Grenzpolizisten ziehen Hongkong-Flüchtlinge zurück nach Rotchina — beladen mit Geschenken ...

Der Fluch von Hongkong

Bittende Hände und traurige Kinderaugen vor der schwimmenden Stadt der Heimatlosen — das ist die düstere Wirklichkeit hinter der glitzernden Fassade Hongkongs. Dichtgedrängt schaukeln die Sampangs in der Bucht von Aberdeen, niemand weiß genau, wieviel Menschen sie beherbergen. 200 000 sagen die Behörden. 200 000, die Einwohnerzahl von Kassel! Und jeden Abend, wenn die Petroleumlampen ihr gespenstisches Licht über diese Flotte ohne Ziel werfen, schreien zwanzig Neugeborene. Und zwanzig Mütter warten auf morgen ...





Werbende Beine die in den Nachtbars der Millionenstadt zum Vergnügen der Fremden über das Parkett wirbeln, machen reiche Beute. Wenn Einheiten der 7. US-Flotte — wie hier der Flugzeugträger „Bennington" (links) — im Hafen liegen, rollt der Dollar. Eine Million ließen sich die landhungrigen Matrosen in vier Tagen für den Sturm auf Hongkong auszahlen. Ein großer Teil davon fließt in die Täschchen der Taxigirls, die im verführerisch geschlitzten Cheongsam den Sailors die Nächte vertreiben. Fast alle dieser geschäftstüchtigen Mädchen haben noch Verwandte in Rotchina, für deren Unterhalt sie sorgen. So fließen jährlich 200 Millionen Dollar als „Wirtschaftshilfe" in Richtung Peking.

Der Fluch von Hongkong



Der Kampf um die Gesundheit der Flüchtlinge von Hongkong stellt die Ärzte vor kaum lösbare Aufgaben. Als diese rollende Zahnklinik aus Deutschland zum erstenmal in den „Resettlements" auftauchte, liefen Erwachsene und Kinder davon. Sie fürchteten sich vor den noch nie gesehenen Instrumenten. Heute hat sich das Bild gewandelt: Lange Schlangen warten geduldig, und die Ärzte arbeiten 16 Stunden am Tag.



Der Besuch des „Hungerpastors" Ludwig Stumpf (links) ist für jede Flüchtlingsfamilie ein Freudentag. Hier ist Choy, der Anstreicher aus dem Raum 356 im Block A von Tai Hang Tung, für eine Extraration fällig. Choy wohnt mit seiner Frau und neun Kindern in einem zwölf Quadratmeter großen Raum, für den er im Monat zehn Mark Miete bezahlt. Trotzdem ist er glücklich: bescheiden wie alle Chinesen denkt er nicht an jene, die besser leben, sondern an die hunderttausend Obdachlosen, die noch immer auf der Straße schlafen ...



Die Galerie des Elends Die Betonburgen der staatlichen Flüchtlingshilfe, die wie Pilze aus dem kargen Boden der Inselkolonie schießen, können nicht so schnell gebaut werden, wie sich die Bevölkerung von Hongkong vermehrt. Obwohl die Grenzen nach Rotchina streng bewacht sind und Flüchtlinge ohne ernste politische Motive von den englischen Behörden zurückgeschickt werden, sickern jährlich 80 000 Menschen illegal ein. Sie verschwinden spurlos in den Massenquartieren und hüten sich vor jeder amtlichen Kontrolle. Und rotchinesische Dschunkenkapitäne machen daraus ein blühendes Geschäft ...

Das also war das Loch im Bambusvorhang, hinter dem sich Rotchina vor seinen Nachbarn versteckt: eine altersschwache Eisenbahnbrücke über einen halbverdursteten Fluß, eingerahmt von schneeweißen Zollhäusern. Der Rost auf den Schienensträngen zwischen den Ufern erzählt davon, wieviel Jahre vergangen sind, seit die letzten Wagen über diese Grenze rollten: die Brücke von Lo Wu, der einzige Verbindungsweg zwischen der „Volksrepublik China" und der britischen Kronkolonie Hongkong.

Die alten Holzbohlen dröhnen dumpf unter den Schritten Tausender von Menschen. Wie eine endlose Kolonne von Gefangenen ziehen sie ans andere Ufer, dorthin, wo ein leuchtend roter Stern den Beginn einer anderen Welt über die Grenze schreit. Sie gehen zurück in das Land ihrer Väter, das sie vor einigen Jahren in panischer Angst verlassen hatten. An den Bambusstäben, die sich tief in ihre Schultern drücken, baumeln schwere Pakete, gefüllt mit Reis und Fleisch und Eiern. Die Grenzpolizisten auf der anderen Seite lassen sie nach einem flüchtigen Blick auf den Personalschein passieren.

Hundert Schritte weiter wird der Heerwurm von einer Menschenmauer aufgesogen, die die Gleise blockiert. Es sind Tausende von Neugierigen, die das seltsame Schauspiel verfolgen. Ihre Blicke sind erwartungsvoll auf die Ankommenden gerichtet. Manchmal löst sich eine Gestalt aus dem Knäuel, umarmt einen Grenzgänger und begleitet ihn in den Zug, der im Hintergrund zur Abfahrt in die Provinzhauptstadt Kanton unter Dampf steht. Es sind keine erschütternden Wiedersehens-Szenen an der Brücke von Lo Wu. Der Grenzverkehr ist zur Alltäglichkeit geworden, wenn er auch an Feiertagen — wie heute am chinesischen Neujahrstag — besonders stark ist.

Das Erstaunliche ist nur, daß alle diese Menschen, die hier nach Rotchina fluten, den gleichen Weg wieder zurück gehen. Und kein roter Wächter hindert sie daran. Nur das Fleisch und den Reis und die Eier lassen sie drüben. Stillschweigend dulden die Machthaber in Peking diesen lebenden Versorgungszug. Besonders wenn Mißernten Maos großes Wort von der „Handvoll Reis für jeden" zunichte machen. Es gibt kaum einen Flüchtling in Hongkong, der nicht noch Verwandte „drüben" hat. Und es gibt kaum einen Chinesen, der seinen Verwandten nicht hilft. Auch wenn er für den Sack Reis, den er über die Grenze schleppt, ein paar Tage hungern muß.

Aber sie hungern gern für jenes unscheinbare Grenzdokument, das ihnen die Rückkehr über die Brücke in die Kolonie Ihrer Britischen Majestät erlaubt.

Und kein Fremder, der sie beobachtet, ahnt, wie das Paradies, das sich die-

Wündrich-Meißen

Probier-Paket Zöpfli

Ein Probier-Paket Zöpfli hält Ihr Lebensmittelkaufmann für Sie bereit. Gern wird er Ihnen eines überreichen, wenn Sie ihm den untenstehenden Abschnitt, möglichst gleich, übergeben, denn später könnte sein Vorrat aufgebraucht sein. Probieren Sie die Zöpfli sofort. Kochen Sie die Zöpfli mit Goulasch, gekochtem Schinken, mit brauner Butter übergossen, mit Reibkäse überstreut oder mit Champignons, dazu ein Glas guten Rotwein. Sie merken sofort: noch nie hatten Sie eine so herzhafte, kräftige Hauptmahlzeit!

Zöpfli wird neue Eß-Gewohnheit

Gutschein *für ein Probier-Paket Zöpfli*

Gegen diesen Abschnitt erhalten Sie, solange der Vorrat reicht, von Ihrem Lebensmittelkaufmann ein Probier-Paket Zöpfli. Letzter Einlösetag 15. 5. 1961.

Name: ....

Ort: ....

Straße: ....



Jetzt auch in Luxemburg

Der Fluch von Hongkong



Kostbarer als Öl ist die Flüssigkeit, die in dieser 16 Kilometer langen Pipeline durch den Bambusvorhang fließt: Wasser! Die Kolonie hat keine Wasservorkommen und muß ihren Bedarf aus Regenstaubecken decken. Trotzdem würde sie verdursten, hätte sich Peking nicht bereit erklärt, jährlich rund 20 Millionen Liter über die Grenze zu pumpen. Die „unterdrückten Brüder" sollten das Wasser sogar kostenlos bekommen, aber den Engländern war ein klares Geschäft lieber. Geschäfte mit Wasser wiederum lehnte Peking ab. Am Schluß einigte man sich auf einen symbolischen Kaufpreis von tausend Mark pro Jahr.



Dem Fluch auf der Spur durchkämmen seit einigen Wochen staatliche Volkszähler die Wohnviertel von Hongkong. Seit 30 Jahren soll zum erstenmal wieder eine genaue Zahl vage Schätzungen ablösen. Aber die jungen Leute mit der gelben Armbinde stoßen auf kaum zu überwindende Schwierigkeiten: Allein in der Bucht von Aberdeen wohnen vermutlich 200 000 Chinesen auf Dschunken. Und illegal eingewanderte Flüchtlinge versuchen jedem „Census" aus dem Weg zu gehen, weil sie ihre Repatriierung befürchten . . .

se Menschen zum Exil gewählt haben, in Wirklichkeit aussieht. Denn das Hongkong der strahlenden Lichter, der Wolkenkratzer und Märchenschiffe bleibt ihnen auch diesseits der Brücke verschlossen.

Die Freiheit, die sie wählten, ist ein Alptraum. Ihre Flucht in die Kolonie wurde zum Fluch von Hongkong.

Ein aussichtsloser Kampf

Denn Hongkong ertrinkt in Menschen. 1,6 Millionen waren es im Jahre 1946. Heute sind es weit über drei Millionen. Wieviel es morgen sein werden, wagt sich niemand auszumalen. Denn schon heute ist der Flüchtlingsstrom kaum noch zu bewältigen. Über eine Million sickerten in den Jahren seit der roten Machtübernahme in die Kolonie. Jeder dritte Hongkong-Chinese ist Flüchtling. Als sich die Insel und der kleine Festlandteil, der zum britischen Territorium gehört, in ein Heerlager des Elends verwandelten, begann jener aussichtslos scheinende Kampf der Nächstenliebe, der das neue Gesicht dieser Weltstadt geprägt hat.

Hinter den glänzenden Fassaden der Luxushotels und Geschäftshäuser wachsen die grauen Betonblöcke, die den Fluch von Hongkong bannen sollen. Die englische Regierung errichtete riesige „Resettlements", steinerne Flüchtlingslager für jene Menschen, die monate-, manchmal jahrelang die Straßen Hongkongs belagerten. Hundert dieser trostlosen Burgen haben sich wie Pockennarben in das Gesicht der Märchenstadt gekerbt. Hundert Häuser — und in jedem wohnen zwischen zweitausend und dreitausend Menschen. Familien mit zehn und fünfzehn Köpfen — zusammengepfercht auf wenige Quadratmeter. Und während die staatlichen Baumeister über ihre Pläne gebeugt sind, um noch höhere, noch größere Häuser zu projektieren, wissen sie schon, daß all ihr Bemühen umsonst ist: Jede Woche müßte ein Gebäude neu errichtet werden, um allein die Kinder aufzunehmen, die in Hongkong in dieser Zeit geboren werden.

Ein verzweifelter Kampf. Die Männer, die ihn kämpfen, haben längst aufgehört, in die Zukunft zu planen. Aber sie haben nicht aufgehört, trotzdem an sie zu glauben, denn ohne diesen Glauben würde Hongkong schon heute in einem Chaos untergehen.

Pastor Manager

Einer dieser Männer ist der deutsche Pastor Ludwig Stumpf. Er sieht nicht aus wie ein Kirchenmann, eher wie der Manager eines gut geölten Konzerns. Er ist Leiter des Lutherischen Weltbundes in Hongkong und Chef des „Council of Social Service", einer Dachorganisation der 70 Wohlfahrtsverbände, die das Flüchtlingsproblem der englischen Kolonie zu meistern versuchen. Sechs Millionen Kilogramm Nahrungsmittel hat Pastor Stumpf jedes Jahr zu verwalten und zu verteilen. Mit deutscher Gründlichkeit klügelte er sich einen gerechten Verteilerschlüssel aus. Zweihundert Mitarbeiter sind ihm dabei behilflich. Sie durchkämmen die Elendsquartiere, registrieren die Bedürftigen, lassen sich von Familienvätern die Sorgen erzählen und notieren alles gewissenhaft für die „Papiergräber", wie der Pastor selbst seine Hilfskartei nennt. Ludwig Stumpf fragt nicht nach der Konfession seiner Schützlinge und die Bedürftigen nicht nach der des „Hungerpastors".

Sechzehn Jahre lang hatte Stumpf als Importkaufmann für pharmazeutische Präparate in Schanghai gelebt. Erst 1952 verließ er das kommunistische China, um sich ganz der Flüchtlingsbetreuung in Hongkong zu widmen. Ohne seine kaufmännische Erfahrung wäre es dem Kirchenmann kaum gelungen, einer der erfolgreichsten „Sozialhelfer" der Insel zu werden. Wenn Pastor Stumpf in einem der vier großen Flüchtlingsviertel Tai Hang Tung, Lo Fu Ngan, Wong Tai Sin und Sek Kip Mei auftaucht, ist er im Nu von Hunderten schwatzender, gestikulierender Chinesen umgeben. Jeder will seine Hände schütteln, ihn streicheln, ihm möglichst ausführlich seine Geschichte erzählen. Denn alle wissen: Dieser Besuch bedeutet Reis, Mehl, Brot und Milch für die Kinder. Jeden Tag schenken die Versorgungs-

Der Fluch von Hongkong

Die „Geisterstadt" Rennies Mill, Ausgestoßene unter den Flüchtlingssiedlungen Hongkongs, ist das Sorgenkind dieser beiden Männer. Jim Atkinson (links) und James Muir versuchen mit einem Schülerhilfsprogramm wenigstens der nächsten Generation aus dem Elend zu helfen. Aber noch werden die Prüfungen ihrer Klassen von der Regierung nicht anerkannt. Denn Rennies Mill ist eine Stadt, die es nach dem Willen der englischen Behörden gar nicht gibt . . .

wagen des Pastors an viertausend Kinder einen Becher Milch aus. Und trotzdem sind alle diese Geschenke nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Und wenn Ludwig Stumpf an solchen Tagen nach Hause fährt, dann genügt ihm ein Blick aus dem Wagen, um zu sehen, daß die Zahl seiner Schützlinge von Tag zu Tag größer wird. Hunderttausend Männer, Frauen und Kinder haben noch nicht einmal ein Dach über dem Kopf. Sie verbringen ihre Nächte, die im Winter empfindlich kalt sein können, auf der Straße. Eng aneinander geschmiegt kuscheln sie sich an die Hauswände, und wer eine alte Decke ergattern konnte, um sie wie ein Zelt aufzuspannen, ist schon ein König. Und wenn der Pastor seinen Kopf hebt und über die Flachdächer der Wohnhäuser blickt, dann entdeckt er die Stadt der Erfindungsreichen, die als Hausdach-Eroberer in die traurige Nachkriegsgeschichte Hongkongs eingehen werden. Sie schlichen sich nachts auf die Dächer, bauten kleine Hütten aus Pappe und Abfallholz und bezogen sie mit Frau und Kinderschar. Nach und nach entstanden so auf den Dächern ganze Stadtviertel mit eigenen Straßen und eigenem Gesellschaftsleben. Und nicht einmal ein Protest der Schornsteinfegerinnung konnte sie wieder vertreiben. Erst wenn die Regierung für sie Platz in einem ihrer neuen Wohnblocks geschaffen hat, verlassen sie ihre Hütten. Aber meistens rüsten schon vor ihrem Auszug neue Anwärter zum Sturm auf die Dächer.

Während Regierungsstellen und Hilfsorganisationen versuchen, dieses Problems Herr zu werden, riegelt die Polizei hermetisch die Grenze nach Rotchina ab. Keine Flüchtlinge sollen mehr die Chance haben, in die Kolonie zu wechseln. Diese Maßnahme mag dem Außenstehenden erbarmungslos erscheinen — trotzdem ist sie ein verständlicher Verzweiflungsschritt: Die Behörden haben errechnet, daß allein über die ungeschützten Küsten jährlich ungefähr achtzigtausend Flüchtlinge nach Hongkong einsickern und in den Slums spurlos verschwinden. Der größte Teil von ihnen wird von geschäftstüchtigen rotchinesischen Dschunken-Kapitänen sicher an Land gebracht. Und die Hongkong-Polizisten stehen resigniert vor der Landkarte ihres Gebietes und rätseln, in welcher Bucht auf welcher der rund dreihundert Inseln ihrer Kolonie in der kommenden Nacht wieder Zuwachs zu erwarten ist.

Ein Ort, den es nicht gibt

Sie haben Angst davor, daß ihnen noch einmal so ein Malheur passiert wie in der Junk-Bay. In der versteckten Bucht liegt ein Ort, den es nicht gibt. Und doch wohnen in dieser Geisterstadt 11 000 Menschen, genau so viel wie in Rothenburg ob der Tauber. Sie ist auf keiner offiziellen Karte verzeichnet, und wenn man einen Beamten der Hongkong-Regierung nach „Rennies Mill" fragt, dann gefriert sein Gesicht.

Der Engländer Jim Atkinson vom „Christian Welfare and Relief Council" gehört zu den wenigen, die den beschwerlichen Weg von Hongkongs Festlandteil Kowloon über die Berge nach Rennies Mill finden. Und nur weil es Männer wie Atkinson gibt, kann diese Stadt existieren. An den Steilhang der Dschunken-Bai geduckt drängen sich die primitiven Lehmhäuser der Flüchtlinge. Auf den ersten Blick wirken sie sogar schmuck mit ihrem weißen Kalkanstrich. Aber wer nach dem Panorama-Blick aus der Entfernung über einen Eselspfad — den einzigen Landweg nach Rennies Mill — in die Stadt kommt, der prallt zurück. Die Einwohner von „Rennies Mill" müssen unter unvorstellbaren Verhältnissen ihr Leben fristen — obwohl die Organisationen der sechsundfünfzig in

Hongkong vertretenen Kirchen gegen den Willen der Regierung große Hilfsaktionen eingeleitet haben.

Die Behörden verbinden sich selbst die Augen, weil alle Einwohner dieses Viertels illegal eingewandert sind. Das begann schon am 26. Juni 1950, als einige Soldaten der nationalchinesischen Armee auf der Flucht vor den nachdringenden Kommunisten in der Junk-Bay landeten. Die idyllische Lage dieses Notquartiers lockte auch andere Heimatlose an, und bald schossen die Flüchtlingshäuser wie Pilze aus der unfruchtbaren Erde um die Dschunken-Bai. Heute, fast elf Jahre nach ihrer Gründung, hat „Rennies Mill" immer noch keine Verkehrswege, keine Kanalisation, keine Wasserleitung und keine Kommunalverwaltung. Und wenn nicht Männer wie Jim Atkinson die christliche Nächstenliebe über die Paragraphen Ihrer Britischen Majestät stellen würden, dann gäbe es in „Rennies Mill" auch noch keine Schulen und kein Hospital. Dann wäre der Fluch von Hongkong in der Junk-Bay schon zur Verdammnis geworden, und die rotchinesischen Propagandisten hätten mehr Grund denn je, ihren Landsleuten die Unsinnigkeit einer Flucht nach Hongkong zu demonstrieren.

Die Behörden schmollen

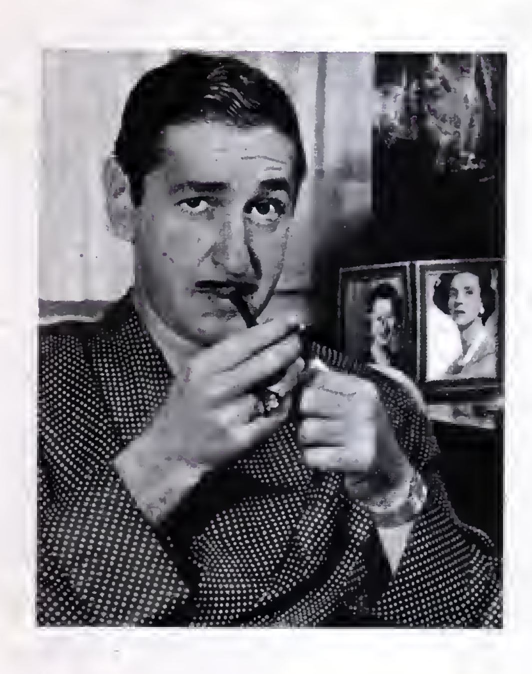
Zu bewundern ist nur die unendliche Geduld, mit der die chinesischen Flüchtlinge ihr Schicksal ertragen. Und wer glaubt, daß sie in ihren Häusern sitzen und warten, bis ein Wohltäter sie mit einer Handvoll Reis vor dem Verhungern rettet, der irrt. Wenn man ihnen nur die Gelegenheit gibt, mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot zu verdienen, so weisen sie stolz ein Almosen zurück. Und die Kinder, deren Eltern noch Analphabeten sind, drücken wißbegierig die Schulbänke. Ihre Lehrer, die aus ehrlichem Idealismus diese Aufgabe übernommen haben, haben nur einen Wunsch: daß die Regierung von Hongkong endlich die Geisterstadt adoptieren möge. Denn solange die Behörden schmollen, werden auch die Prüfungen an den privaten Schulen der Stadt nicht anerkannt. Wie weit die Engländer in diesem Fall die Paragraphentreue treiben, beweist ein seltsames Angebot: Die Regierung will für die Kinder von „Rennies Mill" eine Schule bauen — aber außerhalb des Stadtgebietes. So, wie sie hoch über dem Ort eine Polizeistation erbauen ließ, in der das Auge des Gesetzes wie in einer Trutzburg über die Ausgestoßenen von „Rennies Mill" wacht.

Peking kann warten ...

Und wenn die Fischer-Dschunken aus der Bucht zum Fang auslaufen, dann werden sie genau gezählt — wie leicht könnte es nämlich sein, daß schon am gleichen Abend wieder ein paar mehr nach Hause fahren. Denn noch ist es nicht gelungen, das Loch im Bambus-Vorhang zu verstopfen. Und auf der anderen Seite, dort wo der rote Stern herüberschreit, hat man aufgehört, Hongkong zu beschatten. Dort sieht man mit asiatischer Ruhe jenem Tag im Jahre 1997 entgegen, an dem der größte Teil der englischen Kolonie an China zurückfällt. Denn nur bis zu diesem Tag wurden im Jahre 1898 die auf dem Festland liegenden sogenannten „New Territories" von den Chinesen an die Engländer verpachtet. Und wie die Kolonie ohne ihr Industriegebiet, ohne ihren Flughafen und ohne einen großen Teil ihrer neuen Wohnsiedlungen weiter existieren soll, das interessiert die Machthaber in Peking wenig. Die Menschen in Hongkong aber, ob sie nun in den Millionärsvillen am Strand der Repulse-Bay oder in den steinernen Sardinenbüchsen von Tai Hang Tung wohnen, machen sich wenig Gedanken darüber, was in sechsunddreißig Jahren sein wird.

Und so lange werden die Wachtposten am Sham-Chun-Fluß zu beiden Seiten des Stacheldrahtzaunes, den die Welt den Bambusvorhang getauft hat, mit scharf geladenen Gewehren liegen. Und auf dem Aussichtshügel der Polizeistation von Lok Ma Chau werden sich weiter die Touristen drängen und mit Ferngläsern einen Blick in Maos Reich werfen. Denn der Schauer, der ihnen dabei über den Rücken läuft, ist in jeder Fremdenführung kostenlos eingeschlossen ...

Meine Schwester FABIOLA



Don Jaime, Lieblingsbruder und Sorgenkind der belgischen Königin, erzählt das Leben seiner Schwester

Ein strahlendes Paar — Fabiola und Baudouin. Die unscheinbare Spanierin hat die Herzen des belgischen Volkes im Sturm erobert. Sie hat unseren „traurigen" König verzaubert, sagen die Belgier . . . Wie die Frau beschaffen ist, die dieses Wunder vollbrachte, das berichtet hier Don Jaime de Mora y Aragon, Fabiolas Bruder.

Vor etwa fünf Jahren, in einem der seltenen Augenblicke der Hilflosigkeit, die es auch im Leben Fabiolas gab, vertraute sie mir einmal eine Sorge an. Mit einem etwas traurigen Lächeln meinte sie:

„Ich bin nun 27 Jahre alt, Jimmy. Bin ich nicht schon ein altes Mädchen?"

Heftig erwiderte ich: „Ein altes Mädchen? Mit 27 Jahren? Du bist verrückt, Bola! Dein Leben fängt doch jetzt erst an!"

Wie schon gesagt, habe ich sie immer „Bola" genannt, auf deutsch „Kügelchen", in Erinnerung an ihre süßen molligen Backfischformen. Jetzt ist sie leider schlank, nach meinem Geschmack fast zu schlank geworden, aber der Name „Kügelchen" ist ihr bei mir geblieben. „Fabiola" nannte ich sie nur, wenn wir uns stritten, was jetzt sicher nicht mehr vorkommen wird. Denn eine Königin ist doch ein viel zu hohes Tier, als daß man sich mit ihr streiten dürfte.

Vor fünf Jahren also fand Fabiola plötzlich, daß sie zum Heiraten schon zu alt geworden sei. Zögernd fügte sie hinzu: „Ich frage mich, ob ich nicht in ein Kloster gehen soll."

Ich war sprachlos. Natürlich, „Bola" war tiefreligiös. Jeden Tag ging sie zur Messe. Aber deshalb hatte ich doch nie gedacht, daß sie den Schleier nehmen könnte.

„Ist das dein Ernst?" fragte ich.

„Glaubst du, ich könnte mit religiösen Dingen Spaß treiben? Natürlich ist es mein Ernst! Seit Monaten frage ich mich schon, ob meine Aufgabe in dieser Welt nicht der Dienst Gottes ist."

Ich muß ein sehr komisches Gesicht gemacht haben, denn sie nahm meine



World Copyright Agence Dalmas, Paris

Hände und sagte voll schwesterlicher Liebe:

„Beruhige dich, Jimmy! Ich bin meiner Berufung nicht so sicher, daß ich mich so leicht entschließen könnte. Dennoch ... wenn ich wüßte, daß es dich zur Vernunft bringt und daß es dich bewegen könnte, ein moralisches Leben zu führen, dann würde ich noch heute abend in ein Kloster übersiedeln."

Nun bin ich wirklich nicht so sündhaft, wie Fabiola glaubt — wenn man davon absieht, daß ich gern für schöne Frauen schwärme.

Aber für Fabiola war mein Seelenheil schon von ihrer Jugend an eine fixe Idee. Jeden Morgen betete sie in der Kapelle für mich, ja, sie betete sogar, daß ich mir meiner religiösen Berufung bewußt würde. Immer wieder entdeckte sie neue Eigenschaften an mir, die mich

Meine Schwester FABIOLA



Ein kleiner Flirt in Rom

Bardot-Nachfolgerin Anette Stroyberg, frisch geschiedene Vadim, begegnete in den Ateliers der römischen Filmstadt einem neugebackenen Filmschauspieler: Don Jaime, Bruder der belgischen Königin. Anette hat die Hauptrolle in „Carabiniere", und Don Jaime spielt unter de Sica in „Das Jüngste Gericht" seine erste Filmrolle: einen Botschafter.

eigentlich dazu prädestinierten, ein weltabgewandtes Leben zu führen. Oft nannte sie mich einen „verhinderten Mönch", und eines Tages schleuderte sie mir sogar entgegen:

„Ich weiß ganz bestimmt, daß du eines Tages in ein Kloster eintreten wirst."

Ich war ehrlich erschrocken.

Und dann erzählte sie mir die Geschichte des heiligen Ignatius von Loyola, der sich mit 36 Jahren seiner geistlichen Berufung entsann, nachdem er vorher — so wie ich — ein recht ausschweifendes Leben geführt hatte.

Seit man — anläßlich von Fabiolas Verlobung — unseren Stammbaum ausgegraben hat, weiß ich, daß wir mit dem heiligen Ignatius von Loyola sogar verwandt sind.

Wenn ich daran denke, daß ich jetzt 35 Jahre alt bin und mich vielleicht ähnlich wie mein großer Vorfahre mit 36 Jahren dem Leben abwenden werde ... welch entsetzlicher Gedanke für mich!

Nun, auch Fabiola ist jetzt von ihren mystischen Bedrängnissen befreit worden. Sie ist glücklich verheiratet und noch dazu Königin der Belgier geworden.

Eine Heilige?

Ich bin überzeugt, daß König Baudouin kein würdigeres Mädchen als meine Schwester hätte finden können. Das sage ich nicht aus brüderlicher Liebe, noch aus Familien-Solidarität und auch nicht, um den Belgiern eine Freude zu machen.

Wie oft hatte ich Gelegenheit, Fabiola mit anderen jungen Mädchen der guten Gesellschaft zu vergleichen. Immer hat sie bei diesem Vergleich am besten abgeschnitten. Und wenn ich ganz ehrlich sein soll, so ist Fabiola sogar ein wenig daran schuld, daß ich mich immer aufs neue nach jungen hübschen Frauen umsehe. Ich finde einfach keine, die so reizvoll und zugleich auch so warmherzig ist wie sie.

Allerdings meine ich, daß man Fabiola nicht nützt, wenn man behauptet, der König der Belgier habe eine „Heilige" geheiratet.

Fabiola ist sicher eine gute Christin, sie ist tugendhaft und barmherzig, aber sie ist auch ein wenig kokett. Sie kann aus vollem Herzen lachen, und wenn sie sich ärgert, dann wirkt sie fast cholerisch.

In den spanischen Zeitungen habe ich gelesen, daß sie nur schwarze oder graue Kleider trage, daß sie nur für die Armen lebe und daß sie sich sogar Kasteiungen auferlege ...

Ja, Fabiola trägt schwarze Kleider — aber nur, wenn sie zu einer Beerdigung geht.

Ja, sie trägt auch graue Kleider, manchmal wenigstens. So zum Beispiel hat sie sich im Pariser Modehaus Balenciaga ein besonders geschmackvolles graues Kleid gekauft, mit einer sündteuren Nerzstola auf den Schultern ...

Ja, Fabiola teilt Almosen an die Armen aus — wie alle reichen jungen Mädchen der guten Gesellschaft Madrids.

Ja, Fabiola legt sich auch Kasteiungen auf — sie ißt nämlich an Freitagen kein Fleisch und hält die Fastenzeit ein wie jede gute Katholikin.

So besehen bin auch ich beinahe ein frommer Mann.

Jeden Sonnabend klingeln in Madrid an die hundert Bettler an meiner Wohnungstür. Jedem gebe ich was, und meist habe ich am Abend dann kein Bargeld mehr in der Tasche.

Meine Haushälterin Marie-Carmen muß mir dann Geld leihen, wenn ich ausgehen will, und Pepe, mein Diener, schimpft mich aus.

So wie Fabiola kann auch ich die Trauer auf den Gesichtern anderer nicht sehen. Es ist schön, daß auch einmal eine Frau mit einer solchen Einstellung Königin geworden ist.

Die neue Nase

Seit mein Schwesterchen Königin von Belgien geworden ist, hat man jedes Blatt ihrer Lebensgeschichte aufgeblättert und sorgsam geprüft. Kaum eines der 32 Jahre, die sie hinter sich hat, ist unerforscht geblieben.

Ich habe vieles von dem, was seit der Hochzeit meiner Schwester mit König Baudouin von Belgien geschrieben wor-



Dasselbe Gesicht mit zwei verschiedenen Nasen

Fabiola ließ vor einigen Jahren ihrer Nase eine andere Form geben. Das linke Bild zeigt sie mit der alten Nase, das rechte mit der neuen. Alle Fotos, die von Fabiola vor der Schönheitsoperation aufgenommen worden sind, wurden inzwischen von der Familie aufgekauft.





Präsident mit 59-cm-Panorama-Großbild

NORDMENDE-Fernsehempfänger sind internationale Spitzenklasse. In ihnen vereint sich alles, was Sie von einem Markengerät an fortschrittlicher Technik, an Präzision und Bedienungskomfort erwarten. Mit Abstimm-Automatiken in beiden Empfangsbereichen, mit Programm-Schnellumschalter, Raumlicht-Automatik und allen Vorzügen technisch ausgereifter und hochwertiger Konstruktionen bieten sie Ihnen für Ihr Geld den denkbar höchsten Gegenwert. Der Zeit voraus durch 59 cm-Panorama-Großbild.

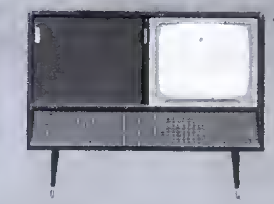
Aber nicht nur das! Mit jedem NORDMENDE-Fernseher können Sie von der ersten Minute an das kommende Zweite Programm miterleben, denn NORDMENDE-Fernseher sind für den Empfang des Zweiten Programmes und eventueller weiterer Programme bereits heute schon betriebsfertig und deshalb

absolut zukunftssicher

Ihr Fachhändler führt NORDMENDE-Geräte gern unverbindlich vor. Fordern Sie bitte Prospekte - gegebenenfalls von NORDMENDE Bremen.







TISCHGERÄTE		STANDGERÄTE		KOMBINATIONEN	
Diplomat	DM 778,–	Roland	DM 1168,–	Imperator-Stereo	DM 1868,–
Favorit	DM 868,–	Souverän	DM 1278,–	Exquisit-Stereo	DM 2081,–
Panorama	DM 898,–				
Kommodore	DM 1035,–				
Konsul	DM 1028,–				
Präsident	DM 1091,–				

Alle Preise gelten für Geräte mit fertig eingebautem UHF-Teil.

NORDMENDE-Tischgeräte können auch mit Anschraubbeinen zum Mehrpreis von DM 15,– geliefert werden.

NORDMENDE

— der Zeit voraus —

Meine Schwester FABIOLA

den ist, gelesen. Manches hat mich amüsiert, manches hat mich in Erstaunen versetzt, manches hat mich sogar gerührt. Aber einiges hat mich auch geärgert.

So zum Beispiel, was man alles über Fabiolas „Schönheitsoperation" behauptet hat . . .

Für mich klang das manchmal so, als sei meine hübsche kleine Schwester überhaupt erst durch einen kosmetischen Eingriff reizvoll geworden, als sei sie vorher ein häßliches Entlein gewesen.

Da möchte ich aber doch protestieren! Ich sage es offen: Mit ihrer alten Nase war mir Fabiola viel lieber.

Die Geschichte kam so:

Es war vor etwa fünf Jahren ... Fabiola hatte Halsschmerzen, und weil sie fürchtete, daß sich daraus vielleicht eine Grippe entwickeln könnte, fuhr sie schnell bei unserem Hausarzt Dr. Ernesto Alonso vorbei.

Sie hat mir später genau erzählt, wie dieser Besuch verlaufen ist ...

„Ich habe Ihnen ein paar Tabletten verschrieben", sagte Dr. Alonso nach der Untersuchung und reichte ein Rezept über seinen Schreibtisch. „Nehmen Sie dreimal täglich eine nach dem Essen."

„Und Sie meinen, daß ich keine Grippe bekomme?"

Der Arzt blinzelte Fabiola durch seine dicken Brillengläser an. „Keine Angst, liebe Fabiola, Sie kommen noch einmal davon."

Als Fabiola ihm die Hand zum Abschied hinstreckte, hielt er sie einen Moment fest. „Ich habe Sie schon behandelt, als Sie die Masern hatten. Wir kennen uns also schon sehr lange, stimmt's?"

Fabiola sah ihn aus ihren hellen Augen fragend an.

„Bitte, nehmen Sie es mir nicht übel", fuhr der Arzt fort, „wenn ich Ihnen heute rate, daß Sie sich einmal um Ihre Nase kümmern sollten."

„Um meine Nase?"

„Ja, Sie sollten sie sich korrigieren lassen. Es wäre eine Kleinigkeit. Ich könnte den leichten Höcker ohne weiteres wegoperieren. Das ist heutzutage überhaupt kein Problem mehr."

Fabiola war noch nie auf den Gedanken gekommen, sich ihre Nase verändern zu lassen. Sie hatte sie bisher immer richtig schön gefunden. Und außerdem — es war die typische Nase unseres Geschlechts, der de Moral Jetzt stürzte sie der Arzt mit seinem gutgemeinten Ratschlag in einen nicht unbedeutenden seelischen Konflikt.

Sie war so außer Fassung, daß sie nur stammeln konnte:

„Ich weiß nicht . . . meine Nase hat mich nie gestört . . ."

„Überlegen Sie es sich erst einmal in aller Ruhe", unterbrach sie der Arzt.

Und Fabiola überlegte es sich tatsächlich . . . Leider ohne mich zu fragen.

Eine Woche später erschien sie wieder bei Dr. Alonso und sagte: „Ich bin einverstanden, operieren Sie mich!"

Dr. Alonso, der auch ein renommierter Chirurg ist, operierte sie dann einige Tage später in der Klinik Ruber, Juan-Bravo-Straße 49.

Die Operation war, wie Dr. Alonso vorausgesagt hatte, wirklich kein Problem. Sie wurde bei lokaler Betäubung vorgenommen und dauerte eine knappe halbe Stunde. Fabiola spürte überhaupt nichts, bekam zum Schluß ein Pflaster auf die Wunde geklebt und fuhr nach Hause.

Zehn Tage lang sah ich meine kleine Schwester mit dem häßlichen Nasenpflaster herumlaufen. Allerdings nur im Palais Zurbano, dem Stammsitz unserer Familie. Auf die Straße traute sich Fabiola nämlich nicht hinaus. Dafür war sie denn doch zu eitel ...

Nach zehn Tagen präsentierte sie sich mir strahlend — ohne Pflaster.

„Na, Jimmy, wie gefalle ich dir?"

Ich war verblüfft. Der leichte Höcker auf ihrer Nase war weg, einfach wegradiert. Der Nasenrücken war jetzt völlig gerade.



Calle de Zurbano 5-7: das elterliche Palais, in dessen 2. Etage Fabiolas Jungmädchenzimmer lag (Pfeil).

Hier wohnte Fabiola in Madrid



Die Einrichtung ihres Schlafzimmers war von spartanischer Einfachheit.



Calle Barbara de Braganza 6: Seit über zwei Jahren hatte Fabiola hier eine eigene Wohnung (umrandet).

Die Operation hatte Fabiola zweifellos zu ihrem Vorteil verändert, und ich sagte ihr das auch.

Für mich selbst aber konstatierte ich, daß sie leider keine de-Mora-Nase mehr hatte. Irgendwie, so schien mir, hatte sich mit der Nase auch ihre Persönlichkeit verändert.

Ich weiß, daß das Unsinn ist, aber sehen Sie erst einmal eine Frau, die Ihnen nahesteht, ohne das Muttermal, das Sie an ihr lieben, oder gar mit einer neuen Nase . . .

Im tiefsten Herzen glaube ich, daß so eine kleine Operation auch an der Persönlichkeit des Betreffenden doch nicht völlig vorbeigeht.

Bis zum heutigen Tag habe ich nie verstanden, warum meine kleine „Bola" so lange ledig geblieben ist. Denn sie hätte natürlich schon früher heiraten können. Bewerber um ihre Hand hat es genug gegeben.

Aber — „Bola" war immer schon etwas mißtrauisch. Sie, das reichste Mädchen von Madrid, wollte nicht ihres Geldes wegen geheiratet werden.

Die Verehrer

Fabiola war außerdem mit Recht anspruchsvoll. Für sie kam nur ein Mann in Frage, der ihrem Idealbild entsprach: ein Mann von Kultur, hohem Verantwortungsbewußtsein und tiefer Religiosität, ein Mann, der keinen Allerweltsberuf ausübte, sondern sich einer „edlen" Tätigkeit widmete. Oft habe ich mich gefragt, was das sein könnte, eine „edle" Tätigkeit. Ich wußte es wirklich nicht.

Jedenfalls sind das harte Bedingungen für einen Mann.

Fabiola hatte immer sehr schnell heraus, welcher der jungen Männer, die sie umschwärmten, es ernst meinte.

Sie pflegte ihre Verehrer in tiefsinnige Gespräche über Philosophie, Metaphysik und die Geschichte der Heiligen zu verwickeln. Ich hatte meinen Spaß daran, zu sehen, wie schnell die Caballeros da auf der Strecke blieben.

Zwei Männer gab es freilich, denen das nicht passieren konnte: Meine kleine Schwester himmelte sie nämlich an. Jedoch — sie erfuhren es nie. Es waren die Leinwand-Helden Gary Cooper und Clark Gable. Besonders Clark Gable hatte es Fabiola angetan. Als er starb, sah ich Tränen in ihren Augen.

Von all den jungen Männern, die meiner Schwester den Hof machten, unterzogen sich nur zwei der schweren „Eignungsprüfung". Und beinahe hätten sie sie auch bestanden. Aber nur beinahe...

Kandidat Nummer eins war der Graf Andres Lasso de la Vega, ein reicher Grundbesitzer aus Sevilla. Er war vier Jahre älter als Fabiola, hatte eine Glatze, einen Schnurrbart und trug eine Brille, aber auf Äußerlichkeiten hat meine Schwester ja nie etwas gegeben.

Er besaß ein Haus in Madrid, wo er sich im Winter meist aufhielt. Auch in jenem Winter, als er sie auf einem Fest kennenlernte...

Er verliebte sich in „Bola" und schickte ihr täglich Blumen ins Haus. Hundert blutrote Rosen, viele Monate lang..

Er bemühte sich auch ehrlich, Fabiola auf dem Weg des christlichen Eifers zu folgen. Oft sah man sie an Sonntagen zusammen in die Kirche gehen, er tat sichtlich viel für die Armen, und von dem Tag seiner Bekanntschaft mit Fabiola an betrat er auch keine Stierkampf-Arena mehr.

Ich erinnere mich noch — monatelang war er abends immer bei uns zu Gast. In Spanien ißt man sehr spät zu Abend, meist gegen zehn Uhr. Dann blieb er noch ein Weilchen, aber offenbar nicht lange genug...

Denn nach dem Abendessen beginnt in Madrid das Nachtleben. Und Graf de la Vega, der den ganzen Tag für Fabiola Zeit hatte, schien ausgerechnet abends immer schwer beschäftigt zu sein.

Und eines Abends — als Fabiola nach dem Essen wieder von ihm allein gelassen wurde — hatte sie eben von ihm genug.

Vielleicht hat sich „Bola" mit einer ihrer Schwestern näher ausgesprochen. Mir sagte sie nur, er sei ein zu lebenslustiger Mann.

Daß der Graf ein wirklicher Edelmann war, geht schon daraus hervor: Als einer der ersten gratulierte er meiner Schwester zur Verlobung.

Kandidat Nummer zwei war der Señor Santiago Churuca, den Fabiola schon als Kind gekannt hat. Er war auch ein Jugendfreund von mir. Wir spielten oft zusammen am Strand von San Sebastian, wo meine Eltern vor dem Bürgerkrieg ein Haus besaßen. Zwanzig Jahre später traf ihn Fabiola in Madrid zufällig wieder.

Santiago war elegant, sehr religiös



Mauerblümchen Paola? *Es sieht ganz so aus, als sei Prinz Albert durch den Charme der beiden jungen Damen so gefangengenommen, daß er für seine Frau (rechts) kein Auge mehr hat. Die kleine Szene, bei einer Filmpremiere in Brüssel bemerkt, hat aber einen anderen Hintergrund: Paola erlitt einen Schwindelanfall. Es heißt, ihr Söhnchen Philippe werde bald Gesellschaft bekommen.*

Der schönen Schwägerin bekommt das Klima nicht

Sonderbericht aus Brüssel

Es ist ein offenes Geheimnis, daß Prinzessin Paola die längste Zeit in Brüssel gewesen ist. Eingeweihte rechnen jeden Tag damit, daß sie samt Ehemann Prinz Albert und Söhnchen Philippe das rauhe Klima Belgiens mit der milden Luft Italiens vertauschen wird. Womit Paolas sehnlichster Wunsch in Erfüllung ginge . . .

Hartnäckig halten sich Gerüchte, König Baudouin werde seinen Bruder Albert zum Botschafter beim Vatikan ernennen.

„Ausgeschlossen!" grollen die alten Höflinge. „Prinz Albert von Lüttich steht in der Thronfolge an zweiter Stelle. Er kann als Botschafter nicht dem Außenminister untergeordnet sein."

Nun, bald wird sich zeigen, welche Lösung der König gefunden hat.

Die süße, blonde Paola hat es von Anfang an schwer gehabt. Wegen ihrer Hochzeit war es in Belgien fast zu einer Staatskrise gekommen. Die Trauung sollte nämlich in Rom erfolgen . . .

Viele Belgier vermuteten hinter diesem Plan eine Intrige des „schwarzen Engels von Laeken", der Prinzessin Liliane de Réthy.

„In Rom will sie sich wie eine Königin feiern lassen", murrten sie. „Bei uns darf sie nur die zweite Geige spielen."

Der Papst selbst legte den Konflikt bei: Er ließ wissen, daß man die Trauung doch besser in Belgien vornehmen sollte . . .

Doch schon erhob sich die nächste Schwierigkeit: Wo Paola sich auch zeigte — in Brüssel, Antwerpen, Gent oder Lüttich — überall flüsterten sich die Menschen beim Anblick ihrer sanften, blonden Schönheit gerührt zu: „Sie ist wie Astrid!"

Die 1935 tödlich verunglückte Königin Astrid, Baudouins und Alberts Mutter, ist in Belgien noch heute unvergessen. Noch heute ist sie das Idol aller belgischen Frauen. Ihre Güte und Einfachheit waren sprichwörtlich.

Paola fühlte sich zwar geschmeichelt, als man sie mit Astrid verglich, aber sie war zugleich auch erschreckt. Um keinen Preis wollte sie eine Rolle übernehmen, die ihr, der frohsinnigen Italienerin, gar nicht lag.

Sie wollte nicht würdevoll sein und ihr Leben einzig und allein nach den strengen Regeln des Protokolls ausrichten. Das Heimweh plagte sie sowieso.

Sicher war Paola sehr erleichtert, als die Belgier im Herbst 1960 wieder eine neue Astrid entdeckten: Fabiola . . .

Im Gegensatz zu ihrer kleinen Schwägerin will Fabiola es der toten Königin in allem gleichtun. Wenn sie ein weinendes Kind tröstet, dann wie Astrid. Wenn sie an der Stätte eines Unglücks, einer Katastrophe erscheint, dann wie Astrid. Und wie Astrid ist sie eine Mustergattin, und ebenso wird sie einmal eine ideale Mutter sein . . .

Nicht Sprache, Neid oder Eifersucht trennen die beiden Schwägerinnen. Nein, nur ein Phantom, die Erinnerung an ein Idol. Die eine fürchtet sich vor ihm, und die andere möchte es zu neuem Leben erwecken . . .



Siegerin Fabiola? *Was es mit der Rivalität zwischen Fabiola und Paola auf sich hat, wird hier berichtet.*

Meine Schwester FABIOLA

und widmete sich einer „edlen" Tätigkeit: Er war Diplomat.

Auch mit ihm ging Fabiola morgens in die Kirche und abends ins Kino. Das schien ihm zu genügen. Niemals wurde ruchbar, daß er, wie der verabschiedete Graf de la Vega, sich nebenbei noch Zerstreuung gesucht hätte.

Ich glaubte damals ernstlich, daß mein Freund Santiago das Rennen machen würde.

Doch wieder einmal zeigte sich, wie leicht sich ein Bruder in seiner Schwester täuschen kann.

Santiago wurde nämlich vom spanischen Außenministerium für ein Jahr nach Washington geschickt, und er und Fabiola beschlossen nun, daß dieses Jahr der Trennung für sie ein Probejahr ihrer Liebe werden sollte . . .

Erst schrieben sie sich jeden Tag, dann jede Woche und schließlich schrieben sie sich gar nicht mehr.

Nicht etwa, weil sich Santiago plötzlich einem sündhaften Leben hingegeben hätte . . .

Nein. Fabiola hatte Baudouin kennengelernt.

Die Ehestifterin

Nachdem der Sprecher des Brüsseler Hofs erklärt hat, erst die Kinder des Herrscherpaares würden einmal erfahren, wo und wie ihre Eltern sich kennengelernt haben, möchte ich mir in diesem Punkt besondere Diskretion auferlegen.

Was ich darüber von meiner Familie erfahren habe und was „Bola" mir darüber anvertraut hat, bleibt also mein heiligstes Geheimnis.

Andererseits bin ich natürlich nicht verpflichtet, all die schönen Geschichten zu dementieren, die man sich heute in den Salons der abgedankten und noch nicht abgedankten Herrscherfamilien Europas erzählt.

Man sagt, die 60jährige Witwe unseres spanischen Königs Alfons XIII., die in Lausanne im Exil lebt, habe eine besondere Passion: Sie stifte leidenschaftlich gerne Ehen. Und ihr Traum sei es immer schon gewesen, den „traurigen" König der Belgier so zu verheiraten, daß er nicht mehr traurig ist.

Da wird behauptet:

Als Baudouin 1959 seine Ferien in der Schweiz verbrachte, habe Königin Victoria ihn in ihre Villa zum Tee eingeladen.

Aber nicht nur ihn . . .

Als der schüchterne junge König kam, sah er sich nicht allein der alten Königin, sondern auch einem Kreis reizender junger Damen gegenüber. Und eine von ihnen, Fabiola, war sogar das Patenkind der ehrwürdigen Königin . . . Selbstverständlich entstammten alle den besten Häusern und — sie waren alle noch zu haben.

Man kann sich vorstellen, wie der „traurige" König auf diese wohlgelungene Überraschung reagierte . . .

Am Ende der Teestunde habe König Baudouin mit zwei jungen Damen das Haus verlassen, um sie in seinem Wagen heimzubringen. Die eine sei die Infantin Anna von Spanien gewesen, eine strahlende Schönheit. Das Auffallende an der andern sei gewesen, daß sie überhaupt nichts Auffallendes an sich hatte:

Mein Schwesterchen Fabiola . . .

Und nun soll sich das ereignet haben, was sonst nur im Märchen vorkommt: Der Prinz erwählte nicht die strahlende Rose, sondern das unauffällige Veilchen . . .

Natürlich wissen die Klatschtanten angeblich auch, wie es weiterging. Es soll Baudouins Schwester, die Erbprinzessin Josephine-Charlotte von Luxemburg, gewesen sein, die das Wiedersehen der beiden Liebenden ermöglichte.

König Baudouin hat bekanntlich das Großherzogtum Luxemburg sehr oft besucht.

Selbstverständlich waren immer Zeitungsleute um ihn herum. Aber sie wurden auf eine falsche Fährte gelenkt.

Das Geheimnis von Baudouin und Fabiola blieb unentdeckt.

Nicht anders kann es gewesen sein, als sich Fabiola und Baudouin im darauffolgenden Winter in Courchevel in den französischen Alpen trafen.

Sie hielten ihre Liebe bis zu dem Tag geheim, an dem sie auf dem gepflegten englischen Rasen des Ardennen-Schlosses Ciergnon Spießruten laufen mußten.

Man kann es wohl kaum anders nennen, wenn ein bis dahin als „schüchtern", „scheu", „einsam" und „traurig" bezeichneter König den versammelten Vertretern der Weltpresse plötzlich seine Verlobte präsentiert: eine unbekannte Señorita im lachsfarbenen Plissee-Rock und mit einem himmelblauen Wolljäckchen.

Warum ich in Brüssel nicht dabei war

Ich sagte schon, daß ich mit meiner Familie Ärger hatte, weil ich den Vertretern der Weltpresse am 16. September 1960 die Tore unseres Palais Zurbano geöffnet hatte.

Das ist aber nicht der Grund, weshalb ich der Hochzeit meiner Schwester in Brüssel ferngeblieben bin. Die Wahrheit ist: Ich mußte ihr leider fernbleiben . . .

Am 3. Dezember — zwölf Tage vor der Brüsseler Hochzeit — wollte ich mit einer Caravelle der „Air France" nach Paris fliegen, wo ich etwas zu erledigen hatte. Ich hatte die Kontrollen auf dem Madrider Flugplatz schon passiert, als mir mein Freund, der Polizeichef Molina, nachgestürzt kam und erregt rief:

„Jaime . . . ich habe eben Befehl bekommen . . . Du darfst Spanien im Augenblick nicht verlassen."

„Was ist denn passiert?"

„Nichts ist passiert, gar nichts. Aber ich habe Befehl von oben, von ganz oben . . ."

„Was kümmern mich deine Befehle!"

Da beschwor er mich: „Jaime, wir sind doch Freunde! Du mußt das verstehen . . . Man hat Angst, du könntest nach Brüssel fliegen . . . ich flehe dich an . . . mach mir keinen Ärger!"

Ich wußte zunächst überhaupt nicht, was los war. Daß die spanische Regierung aus eigener Initiative auf die Idee kam, mich nicht ausreisen zu lassen, konnte ich mir nicht vorstellen. Der Wunsch dazu mußte aus Belgien gekommen sein, dachte ich mir. Und wenn dieser Wunsch aus Belgien kam, dann war in Spanien wohl nichts dagegen zu machen.

Voller Grimm bin ich in meine Wohnung zurückgekehrt und habe mich dort vergraben, in der Gesellschaft meiner Haushälterin Marie-Carmen, meines Verwalters Salvador, meines Dieners Pepe, der dänischen Dogge Duschka und des Eskimohundes Boris.

Eine halbe Stunde später kam ein reizender Trost. Der Geschäftsträger von Island rief an. „Sie sind in meiner Heimat außerordentlich beliebt, Don Jaime", sagte er. „Meine Regierung möchte Sie gerne für den Monat Januar offiziell nach Island einladen."

Das stimmte mich wieder froh. Es gibt nämlich keinen einzigen Menschen auf der Welt, der von mir sagen könnte: Don Jaime hat mir unrecht getan, Don Jaime hat sein Wort gebrochen, Don Jaime ist kein Gentleman . . .

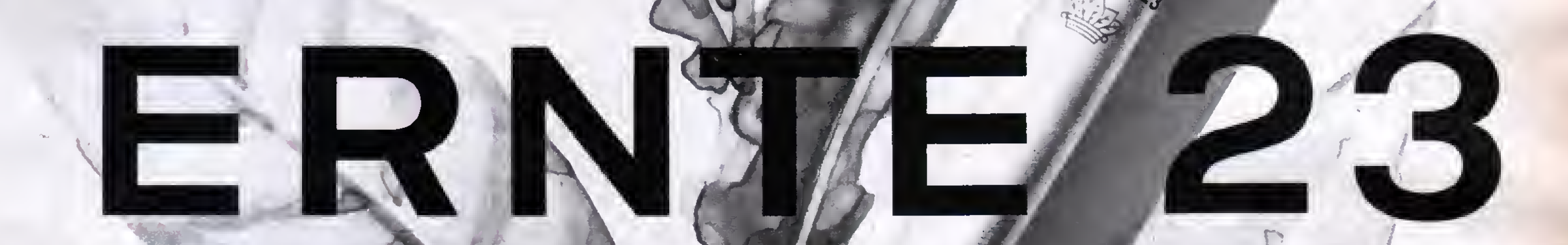
Natürlich, ich führe nicht das wohlgeregelte, monotone Leben meiner Schwestern, meiner Brüder! Ich lasse mich nicht in alte Paläste einsperren, ich lasse mich nicht wegen unseres Reichtums zum Nichtstun verdammen, aber meine schlimmste Sünde war wahrscheinlich, daß ich statt einer langweiligen Prinzessin die temperamentvolle mexikanische Filmschauspielerin Rosita Arénas geheiratet habe.

Wie dem auch sei — man hinderte mich daran, Spanien zu verlassen.

Ich möchte ausdrücklich betonen, daß Fabiola an dieser Beleidigung, die man ihrem Bruder zugefügt hat, vollkommen unschuldig war. Sie ärgerte sich darüber genauso wie ich.

Im nächsten Heft:

- **Am Steuer litt sie schrecklich**
- **„Jimmy, mach doch keine Geschichten!"**
- **Baudouins Geschenk**



In der Bezeichnung ERNTE 23 liegt die Garantie für eine naturreine Mischung, die sich nach dem Maßstab der Jahrhunderternte 23 durch ein ungewöhnlich hohes Güteniveau des Tabaks auszeichnet. ERNTE 23 ist das Ergebnis strengster Blatt- und Sortenauslese.

VON HÖCHSTER
REINHEIT

QUICK fragte: Teak oder Chippendale?

So möchten Männer wohnen

Ein Amerikaner, des Deutschen mächtig, sagte gleich nach 1945 einmal: „Ihr Deutschen könnt drei Dinge gut machen: Bier, Kameras und trouble . . ."

Er sagte trouble.

Trouble kann man nicht übersetzen. Man kann es höchstens umschreiben. Es soll auf deutsch so viel heißen wie Sorge, Kummer, Verdruß, Unglück, Leid, Beschwerde, Unannehmlichkeit, Schwierigkeit, Schererei, Störung, Aufruhr.

Für einen Nichtamerikaner läßt sich bestenfalls erahnen, was ein Amerikaner meint, wenn er trouble sagt. Es gibt kein deutsches Wort, das alle Möglichkeiten von trouble ausdrückt.

Welch ein trouble!

Aber wir können uns revanchieren. Fragen Sie mal einen Amerikaner, was „mutterseelenallein" auf englisch heißt. Oder „Gemütlichkeit".

„Gemütlichkeit" — das gibt es im Englischen kaum, im Amerikanischen gar nicht. Deswegen sagen die Amerikaner, wenn sie Gemütlichkeit meinen, wie wir sie im Deutschen verstehen — „Gemütlichkeit". Und da ihnen das „ü" schwerfällt, klingt es dann meist wie Gemutlichkeit.

Demnach scheint die Gemütlichkeit eine rein deutsche Erfindung zu sein. Eine Sache, die sich nicht ohne weiteres woandershin verpflanzen läßt. Wer sie haben will, muß sich schon an die deutsche Version halten.

Wie gemütlich!

Die Forderung nach dem Glück in Pantoffeln steht ganz obenan, wenn man Männer danach fragt, wie es zu Hause sein soll. Ob dänisches Teak oder wurmstichiges Chippendale — das kommt erst in zweiter Linie.

QUICK hat Männer gefragt: Vergessen Sie mal, wie Sie zur Zeit wohnen und eingerichtet sind, und stellen Sie sich vor, Sie hätten jetzt Gelegenheit, sich neu einzurichten. Wie würden Sie es tun? Das Ergebnis blieb das gleiche: Vier Fünftel wollten es „gemütlich" haben.

Nun ist gemütlich eigentlich immer nur das, was sich der einzelne darunter vorstellt. Es gibt da viele Vorstellungen.

Deswegen gaben wir uns mit „gemütlich" nicht zufrieden und haben weitergefragt: Gut, also gemütlich, aber wie?

Dabei stellte sich heraus, daß viele, etwa drei Viertel der befragten Männer, Gemütlichkeit offenbar mit Ruhe übersetzen. Eine „ruhige Wohnung" wünschten sie sich. Ebenso vielen war es wichtig, daß ihnen die „Sonne in die Wohnung" scheint.

Und nicht nur das. Sie wollen der Sonne sogar entgegenkommen. Mit Hilfe eines Balkons oder einer Veranda. Rund zwei Drittel der schwerschuftenden Haushaltungsvorstände sehnen sich nach des Tages Müh' und Last nach der beschaulichen Bequemlichkeit eines Sonnenstündchens auf dem Balkon oder einer Veranda.

Leider kann man hierzulande sein Leben nicht auf dem Balkon verbringen. Erstens müssen wir gelegentlich arbeiten, und zweitens regnet es zuweilen.

Man hat für solche Fälle die Wohnungen erfunden.

Wie also soll's drinnen aussehen?



Schon Großvater sagte immer . . .

Bei dieser Frage schlug rund ein Drittel der Männer die Hände über dem Kopf zusammen und entledigte sich eines Alptraumes: So jedenfalls nicht wie bei unseren Eltern, sagten sie. Mit so meinten sie das, was ihre Eltern einstmals die gute Stube nannten, mit Büfett und Kredenz, hohen steifen Stühlen und einer Standuhr, die nachts die Hausbewohner mit sonorem Westminster-Schlag alle halbe Stunde aus dem Schlaf zu schrecken pflegte.

Da des Menschen Wille jedoch sein Himmelreich ist, wünschen sich fast ebenso viele genau eben das, was ein Drittel mit allen Anzeichen des Entsetzens ablehnen.

Jenes Drittel Männer, das bei aller Liebe zu Mutter und Vater allergisch gegen Standuhr, Umbausofa und Vitrine ist, dürfte weitgehend identisch sein mit dem Drittel, das modern wohnen möchte.

Wenn man's genau nehmen will, ist „modern" mittlerweile auch ein vager Begriff geworden. Modern zerfällt deswegen bereits in pseudomodern, neureich und super-modern. Es sei daher erlaubt, das Drittel, das sich für modern entschieden hat, etwas zu differenzieren.

Die Ästheten unter ihnen zum Beispiel halten einen modernen Stuhl, der noch aussieht wie ein Stuhl, naserümpfend für pseudomodern. Sie ziehen etwa Fledermausstühle vor. Das sind Sitzmö-

bel, aus denen man nur mit Hilfe eines Mitmenschen aufstehen kann.

Mit neureich bezeichnen sie die alte Petroleumlampe, die auf einem Teak-Tisch steht. Aber nicht, weil es eine Petroleumlampe ist — die sind ja jetzt wieder ganz „modern" — sondern weil sie im bestempfohlenen Antiquitätengeschäft gekauft wurde, natürlich für sündhaft teures Geld.

Supermodern hingegen ist die gleiche Petroleumlampe, wenn sie in mühevoller Sucharbeit auf dem Speicher eines gutbürgerlichen Hauses aufgestöbert und Leuten, die keine Ahnung von dem Schatz, den sie da jahrelang gehütet haben, um ein Spottgeld abgehandelt wurde. Man darf also mit Fug und Recht vermuten, daß bei dem Drittel, das modern eingerichtet sein möchte, alles zu finden wäre — vom Nierentisch bis zum abstrakten Mobile.

Wie verwirrend es tatsächlich ist, wenn man „modern" sagt, zeigt schon der Umstand, daß jetzt langsam „antik" wieder modern wird. Es soll sogar Leute geben, die eigens hierfür Bauernschränke aus dem 16. Jahrhundert anfertigen. Doch genug des grausamen Spiels.

Zur Wohnung gehört eine Küche, so wie zum Auto das Benzin.

Schließlich wollen wir ja nicht zwischen Plüschsofa und Musiktruhe verhungern.

Die Frage ist freilich die: Kocht man in der Küche nur oder wohnt man auch darin? Die Befragung hat auch hier verschiedene Meinungen zutage gefördert.

Wenn es nach der Mehrzahl der Männer geht, ist allen modernen Architekten zum Trotz die Bratkartoffelwerkstatt, in der man auch wohnen kann, wieder im Kommen.

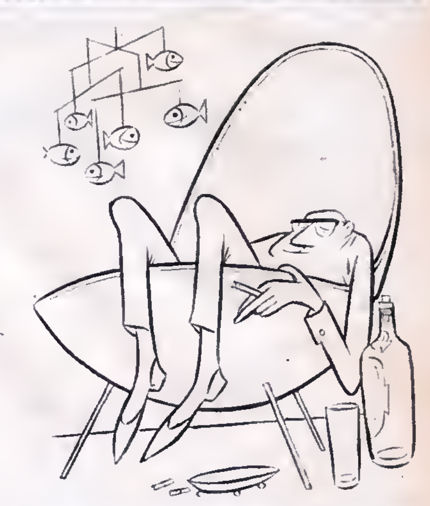
Fast die Hälfte der Ehehälften träumt von einer großen, modernen Wohnküche.

Den Architekten, die in der Küche nur eine kleine kulinarische Bastelstube sehen, in der man keinen überflüssigen Schritt zu tun braucht, zollt weniger als ein Drittel Männer Beifall.

So verschieden also auch die Wünsche sein mögen, neben dem vorherrschenden Wunsch nach Gemütlichkeit gibt es noch einen zweiten gleichstarken Wunsch: Keiner möchte auf ein eigenes Bad in der Wohnung verzichten. Die rund zehn Prozent, die statt einer Wanne ein Duschbad vorziehen, brauchen deswegen nicht als weniger sauber verschrien zu werden.

Es ist schon so:

Wir sind nicht nur ein gemütliches, wir sind auch ein reinliches Volk. Der „Wohn-Traum": gemütlich baden . . .



O wie wohl ist mir am Abend . . .

Wer mit wem?





Der Theater-Tony . . . *wie man Antony Armstrong-Jones einst nannte, ist seiner Theaterleidenschaft auch als Ehemann treu geblieben: Zusammen mit Prinzessin Margaret wohnte er im Londoner „Queens-Theater" einer Kostümprobe von Ibsens „Frau vom Meer" bei.*

Der Umsatz sinkt in den „Galeries d'Antin", dem großen Damenkonfektionsgeschäft hinter der Pariser Oper, wenn die Chefin, Madame Gerhard, nicht anwesend ist. Und das ist sie leider häufig. Als sie zum ersten Male einige Wochen verschwunden war, wurde Monsieur Gerhard stets rot vor Verlegenheit, weil seine Stammkundinnen selbstverständlich einen kleinen Ehekrach witterten. Jetzt dagegen wird er rot vor mühsam unterdrücktem Ärger, weil seine Kundinnen unbedingt wissen wollen, ob es ihm denn gar nichts ausmache, seine Frau auf der Filmleinwand immer in den Armen berühmter Liebhaber zu sehen. Denn Madame Gerhard hat unter dem Namen Daliah Lavi in acht Monaten eine Blitzkarriere gemacht. Augenblicklich sieht man die Achtzehnjährige bei uns als schwachsinnige Männerbetörerin in dem Film „Eines Abends am Strand". Eine Rolle, die auch nicht gerade geeignet ist, Herrn Gerhard und seine Kundinnen zu beruhigen . . .

Zu gesund für die „Kameliendame"

. . . die bekanntlich im letzten Akt des weltberühmten Schauspiels stirbt, ist Claudia Cardinale. Und das scheint die junge Italienerin auch selbst zu empfinden (rechts). Trotzdem bewirbt sie sich bei dem französischen Filmregisseur Marcel Carné um diese gewichtige Rolle. Ob die Orchideen (unten) schon von ihrem Partner Jacques Charrier stammen? Möglich, daß er seinen Kummer über Brigitte Bardot als Geliebter der „Kameliendame" Claudia vergessen will . . .



„Püppili" nennen sich Marika Rökk und Fred Raul zärtlich untereinander. Und zwar schon seit einigen Jahren. Zum ersten Male blieb jetzt Marika bei den Wiener Proben für die Operette „Maske in Blau" diese liebevolle Anrede im Halse stecken. Und zwar nicht, weil „Püppili" Fred wieder mal seine Augen auf eine Schönheit geworfen hatte, sondern einfach, weil die Stimmbänder von „Püppili" Marika überanstrengt waren. So kam es, daß die Proben diesmal ohne die rökk-üblichen Temperaments-Ausbrüche über die Bühne gingen und statt dessen geflüsterte Zärtlichkeit eine zwischen den beiden ganz neue Intimssphäre schuf.

★

Ärger mit ihren Begleitern scheint June Christie bei ihrem letzten Münchner Konzert gehabt zu haben. Natürlich sind ihre musikalischen Begleiter gemeint, mit denen sich die berühmte amerikanische Jazz-Sängerin nicht so recht zu verstehen schien. Die blonde June, die von der „progressiven" Jazz-Band Stan Kentons kam und nun im Nachtklub-Milieu als Sängerin zu Hause ist, reagierte ihren Ärger stilgerecht mit Whisky ab. Resultat: Nach dem Konzert reichte es dann im Münchener „Madame Club" nur noch zu einem Gespräch mit einem ernsthaft dreinblickenden — Königspudel . . .

★

„Rotunde Jayne Mansfield" heißt eine Straße der in Barrow-on-Soar (England) neu erbauten Wohnsiedlung für junge Ehepaare. Es ist anzunehmen, daß die „Rotunde Jayne Mansfield" gewisse Ähnlichkeiten mit den Kurven der gleichnamigen amerikanischen Filmschauspielerin aufweist. Nach welcher Filmprominenz man die kurvenlosen Straßen nennen könnte, wissen die Stadtväter von Barrow-on-Soar vorläufig noch nicht. Auf gar keinen Fall wollen sie dabei einen internationalen Star vor den Kopf stoßen . . .

★

Angst vor Roberto Rossellini und Anna Magnani haben einige Pariser Theaterleute. Sie befürchten nämlich, daß der explosive Roberto und die vulkanische Anna bei den Proben des Theaterstückes „Gottes Finger" wie in alten Zeiten aneinandergeraten werden. Vielleicht aber verzichten diesmal die ehemaligen Lebens- und Filmpartner auf handfeste Beschimpfungen und blitzschnell geworfene Spaghettischüsseln. Schließlich sind sie beide etwas älter geworden . . .

★

Erlesenen Takt bewies Broadway-Star Mary Martin, die augenblicklich die Rolle der Baronin Maria von Trapp in dem Musical „The sound of Music" darstellt. Als Mary nämlich hörte, daß sich ihr Vorbild beim Skilaufen schwer verletzt habe, sandte sie ihr einen Strauß Rosen ins Krankenhaus. Auf diese Art erfuhren viele Amerikaner, daß es die Baronin Maria von Trapp und ihre singende Familie tatsächlich gibt . . .




Sunil
Wieviel schöner
ist ein Weiß,
das strahlt ...
... ein Weiß, dem man die Pflege ansieht!
Dieses strahlende Weiß spricht für die Umsicht und Sorgfalt einer guten Hausfrau. Jedem Laken, jedem Tischtuch, jedem Oberhemd sieht man die Pflege an. Erleben Sie an all Ihrer Wäsche, was die milde, himmelblaue Lauge vermag . . . wie sanft sie Flecke und hartnäckige Schmutzränder löst.
Waschen Sie auch in der Waschmaschine mit Sunil - auch da beweist sich: was das Weiß so strahlend macht, tut auch der Wäsche gut! Wie strahlend weiß Sunil wäscht, sehen Sie jetzt auch an Ihrer Nylon- und PERLON-Wäsche. Selbst vergrautes Nylon wird genauso strahlend weiß wie Ihre andere weiße Wäsche!
S 7/03
Sunil bringt alles Weiß zum Strahlen!

Wer mit wem?





Lito und Helmut: Liebe auf Raten . . .

Keine „Flughafen-Ehe" wollen Liselotte Pulver und Helmut Schmid führen. Besonders der in Paris filmende Helmut hat jetzt schon, nach einstündigem Warten auf das verspätet mit seiner Lilo aus Nizza ankommende Flugzeug, genug von den seltenen und allzu kurz bemessenen Rendezvous. Da hatte er es mit Lilos Vorgängerin, dem Filmsternchen Evelin Bey, leichter: Sie war immer zur Hand, wenn Helmut sie brauchte, weil ihr kein Star-Ruhm die Zeit stahl . . .

★

US-Kunstmäzen James Lord kam nach Frankreich, um der Universität Marseille eine Schenkung von Erinnerungsstücken des Malers Cézanne zu machen. Die Besichtigung des Bauernhofs von Bouffon im Landkreis Aix, den der berühmte Maler auf vielen Bildern verewigt hat, bewog ihn jedoch, seine Kostbarkeiten wieder mit nach Amerika zu nehmen. Der Amerikaner fand sich einem so schandbar verwahrlosten Gebäude gegenüber, daß er nur „Barbaren" stammeln konnte und Frankreich auf Nimmerwiedersehen per Flugzeug den Rücken kehrte. Kunstmäzene sind oft schrecklich sensibel . . .

★

In einen Anti-Mina-Streik treten wollen die italienischen Schlagersängerinnen, falls sie im Fernsehen nicht wieder gleichberechtigt zum Zuge kommen: Seit die 20jährige Mina aus Cremona vor zwei Jahren die italienischen Bildschirme zu erobern begann (heute steckt sie astronomische Gagen ein), ist bei den Italienern ein beängstigend wachsender Mina-Fimmel festzustellen (QUICK Nr. 10). Allmählich macht er den Programmdirektoren ernstliche Schwierigkeiten. Sie müssen fürchten, daß das erboste Publikum sie zur Min(n)a macht, wenn sie Mina nicht bringen. Bringen sie aber Mina, sind deren Kolleginnen solidarisch gekränkt . . .

★

Ob Curd Jürgens als „Letzte Frau" Fernsehgeschichte machen wird wie Emil Jannings einst Filmgeschichte gemacht hat — in seiner Rolle als Toilettenmann im Stummfilm „Der letzte Mann"? Jedenfalls hatte Curd bei den Dreharbeiten zu seiner Fernsehfolge „Was würden Sie tun, wenn . . .?" als weiblicher Toiletten-Zerberus bei allen Kollegen sehr großen Lacherfolg . . .



Curd: Einmal eine Dame sein . . .

Prominenten-Architekt Werner Bürkle wird seine Gründe dafür haben, daß er in seiner Villa in München-Bogenhausen vorläufig keine „ständige Hausfrau" mehr haben will. Ob Mady Rahl diese Gründe allerdings einzusehen vermag, ist bei ihren temperamentvoll vorgebrachten Gegenargumenten mehr als zweifelhaft. Schließlich ist es auch verständlich, wenn Mady sich einen „ständigen Architekten" wünscht, der immer bereit ist, ihrem häufigen Wunsch nach Tapetenwechsel prompt nachzukommen . . .

★

Wenn man Rosita Serrano glauben darf, dann sitzt zur Zeit Prinzessin Désirée von Schweden oft vor ihrem Grammofon und hört sich Rositas Schallplatte „Es waren zwei Königskinder" mit Tränen in den Augen an. Rosita, die diese rührselige Geschichte in St. Moritz der Prinzessin von Mecklenburg erzählte, schließt daraus messerscharf, daß die jüngste schwedische Prinzessin eine unglückliche Liebe haben müsse. Und wer daran teilhaben will, der kaufe sich schleunigst die Serrano-Platte . . .

★

Scheiden lassen will sich Adelin Wagner nach nur fünf Monate währender Ehe von dem Filmproduzenten Alfred H. Jacob. Die schöne Adelin (letzter Film: „Schlußakkord") hatte sich kurz nach ihrer Trauung



Adelin: Will nicht mehr an Alfred beteiligt sein . . .

mit 150 000 Mark an Alfreds Filmfirma beteiligt und hofft nun, ihr Geld aus der Firma wieder herauszubekommen. Freunde von ihr haben ausgerechnet, daß die Ehe mit Jacob bei monatlicher Investierung von 30 000 Mark doch etwas zu teuer gewesen sei. Dabei hätte die süße Adelin als ehemalige Schauspielerin der Berliner Barlog-Bühnen sicherlich auch ohne ausgeliehenes Kapital und ohne Alfreds Protektion reelle Filmchancen gehabt. Ihr nächster Film, in dem Alfred nicht seine Finger hat, heißt „Das Mädchen und der Playboy" . . .

Soviel für heute. Nächste Woche hören Sie wieder von Ihrem

Anatol Aber



Die Schlinge um den falschen Hals

Auf der Zuschauergalerie schlägt ein Mann die Hände vor das bleiche Gesicht und weint und weint und weint . . . der Mörder Christie. Zeichnung: MEDARD

Ein Mann mit blütenweißer Weste, das ist für Staatsanwalt und Richter der Kronzeuge Reginald Christie. In Wahrheit ist er ein vielfacher Mörder. Sein feigster Mord: Durch Meineid bringt er den völlig unschuldigen Timothy Evans an den Galgen. Die unfaßbaren Umstände, die zu diesem Todesurteil führen, sind eine furchtbare Anklage gegen die Todesstrafe.

Eine Glocke aus Dunst und Rauch hängt an diesem Donnerstag, dem 12. Januar 1950, über ganz London. Nur blaß fällt das Licht durch das Oberfenster im Saal 1 des Kriminalgerichts Old Bailey. Das bleiche Gesicht des Angeklagten Timothy Evans zerfließt in diesem milchigen Licht zu einem hellen, konturlosen Fleck.

Unscheinbar, schmächtig hockt Tim Evans zwischen zwei riesigen Polizisten und starrt geistesabwesend auf seine schwieligen Hände.

Mit diesen Händen soll er Beryl, seine Frau, ermordet haben, und Geraldine, sein über alles geliebtes Töchterchen . . .

Das behauptet die Polizei. Das behauptet der Staatsanwalt. Das glaubt an diesem zweiten Tag des Prozesses fast jeder hier im dicht gefüllten Saal: der Richter Lewis dort oben in seiner scharlachroten Robe, die zwölf Geschworenen, die Zuschauer auf der Galerie . . .

Die wahre Geschichte zweier Todesurteile



Auch diese Farm des "Jutta"-Madells in seidenmatter Goldesche mit dunklen Absetzungen ist eine bemerkenswerte Preisleistung. Das Zimmer kostet, 6teilig komplett, mit 4türigem, 212 cm breitem Schrank 930,– DM, mit 5türigem Schrank 1064,– DM.



Eine der beliebtesten Ausführungen des "Jutta"-Modells in mattierter Birke mit dunklen Absetzungen. Preis mit 4türigem Hochschrank, 212 cm breit, 6teilig kamplett 1100,– DM, mit Frisiertoilette statt Spiegelkammade 935,– DM.



Wie hübsch und behaglich wirkt das gleiche Madell als Tochter- ader Einzelzimmer. Der 2türige Garderabenschrank kastet 194,– DM, das Einzelbett 101,– DM, das Nachtschränkchen 50,– DM, der Hängespiegel 55,– DM. Gesamtpreis also nur 400,– DM.



Hier eine besanders preisgünstige Ausführung in Birnbaum mattiert mit hellen Absetzungen. Preis des kompletten Zimmers mit 4türigem, 212 cm breitem Schrank und Frisiertailette nur 743,– DM; mit 5türigem Schrank 840,– DM. Ausführung in seidenmatter Birke 818,– bzw. 925,– DM.

„JUTTA" ist ein hübscher Name –

– nicht nur für unsere Frauen und Mädchen, sondern auch für dieses reizvolle Schlafzimmer-Modell, das Ihnen der Musterring in 4 Holzausführungen bietet. Außerdem haben Sie die Wahl unter 2- bis 5 türigen Schränken (alle Schränke auch als Hochschränke lieferbar), Einzelbetten und Doppelbetten mit freistehenden oder angebauten Nachtschränkchen. Gerade die Vielseitigkeit des Musterrings ist neben der hohen Möbelqualität seine große Stärke. Ausführliche Informationen und Beschreibungen über das gesamte Programm bietet der große Musterring-Farbkatalog 1961.



Guter Rat kostenlos. Wenn Sie orientiert sein wollen, wie man heute wohnt und worauf es beim Möbelkauf ankommt, dann sollten Sie noch heute den neuen 64 seitigen „Musterring-Farbkatalog 1961" bestellen.



GUTSCHEIN
Musterring-Möbel, Abt. 5 / S 7
Wiedenbrück/Westfalen, Postfach
Bitte senden Sie mir umgehend und kostenlos den neuen, 64 seitigen „Musterring-Farbkatalog 1961" mit genauen Maßen und Preisen.

Ich interessiere mich besonders für:
....
Vor- u. Zuname, Wohnort u. Straße:
....
....

Die Schlinge um den falschen Hals

Eben hat mit wankenden Knien der Zeuge Christie den Saal verlassen, grün im Gesicht, Schweißperlen auf dem kahlen Schädel.

Des Mordes hat ihn der Verteidiger im Kreuzverhör beschuldigt. Und „Mörder" hat ihm draußen auf dem Flur Evans' Mutter voller Haß ins Gesicht geschrien. „Mörder! Mörder!"

Aber Reginald Halliday Christie, Ex-Polizist, Kriegsteilnehmer von 1914, ist scheinbar ein höchst ehrenwerter Mann. Weder Polizei noch Staatsanwalt, noch Richter kommen auf den Gedanken, Christie könnte der Mörder sein . . .

„Timothy John Evans . . ."

Die Stimme des Gerichtsschreibers reißt Evans aus seinem dumpfen Brüten.

„Ja, Sir."

„Treten Sie in den Zeugenstand."

Evans steht auf. Die beiden Polizisten führen ihn aus der Anklagebank hinüber zu dem kleinen Podium.

Der Gerichtsdiener hält ihm die Bibel hin, das Neue Testament. Evans legt die Rechte darauf und schwört bei Gott dem Allmächtigen, daß er die Wahrheit sagen wird, und nichts als die Wahrheit. Und es ist ihm verdammt ernst mit diesem Schwur und der Wahrheit, so ernst wie nie zuvor in seinem Leben, denn sein Kopf steht jetzt auf dem Spiel.

Der Verteidiger Malcolm Morris steht auf. Sein sympathisches Gesicht wirkt unter der weißen Perücke fast väterlich, als er seine ersten Fragen stellt:

„Wie alt sind Sie, Angeklagter?"

„Fünfundzwanzig, Sir."

„Ist es wahr, daß Sie Ihre Tochter Geraldine ermordet haben?"

„Nein, Sir."

„Ist es wahr, daß Sie Ihre Frau Beryl Evans ermordet haben?"

„Nein, Sir."

„Nun, Angeklagter, schildern Sie dem Hohen Gericht und den Geschworenen mit Ihren eigenen Worten, was am 7. November 1949 geschehen ist. Als Sie abends von der Arbeit nach Hause kamen, trafen Sie Christie im Treppenflur?"

„Ja, Sir."

„Und er sprach Sie auf die Schwangerschaft Ihrer Frau hin an?"

„Ja, Sir."

„Er sagte, er wüßte, daß Ihre Frau das Kind nicht haben wollte?"

„Das stimmt, Sir."

„Hat er sonst noch etwas gesagt?"

„Na, er meinte, wenn wir gleich zu ihm gekommen wären, hätte er das ohne Risiko wegmachen können."

„Hat er Ihnen etwas über seine medizinischen Kenntnisse erzählt?"

„Er sagte, so was hätte er schon oft für junge Frauen gemacht."

„Hat er Ihnen ein Buch gezeigt?"

„Ja, Sir, ein medizinisches Buch, mit Abbildungen von Körperteilen und so."

„Sie können nicht lesen?"

„Nein, Sir."

„Sie haben das Buch also nicht verstehen können?"

„Nein, Sir."

Der Verteidiger wirft einen triumphierenden Blick hinüber zum Staatsanwalt. Woher sollte Evans, der nicht lesen kann, von diesem Buch wissen — wenn Christie es ihm nicht erklärt hätte?

Aber genau das hatte Christie, Kronzeuge der Anklage, gestern unter Eid abgestritten . . .

Fragt sich denn niemand hier im Saal, ob das ein Meineid war?

„Hat Christie Ihnen sonst noch etwas über sein ärztliches Wissen erzählt?" forscht der Verteidiger weiter.

„Er sagte, er hätte vor dem Krieg mal Medizin studiert, aber es dann aufgegeben, wegen 'nem Unfall oder so."

„Was sagte Ihre Frau zu Christies Angebot?"

„Na, sie hatte Vertrauen zu ihm."

Der Verteidiger weiß, wie beschränkt dieser Tim Evans ist. Er hat den Verstand eines Zehnjährigen. Diesen Verstand darf man nicht überfordern. Man muß ihm das Denken abnehmen. So stellt der Verteidiger nur kurze, einfache Fragen. Und Wort für Wort lockt er die Ereignisse jenes 8. November aus Tim Evans heraus:

„Ich stand um sechse auf, wie immer", erzählt Evans. „Da stand meine Frau auch auf. Als ich runterging, rief sie mir nach: Sag Christie Bescheid, daß alles vorbereitet ist. Na, und als ich runterkam, stand da Christie im Flur. Und ich sagte ihm, alles ist klar. Dann ging ich weg zur Arbeit."

Das ist eine viel zu lange Rede für Evans. Er schwitzt vor Anstrengung . . .

„Als Sie abends nach Hause kamen, haben Sie da jemand getroffen?"

„Ja, Christie."

„Hat er mit Ihnen gesprochen?"

„Ja, er sagte, es ist schiefgegangen. Ich fragte ihn, wo ist denn meine Frau? Oben im Schlafzimmer, sagte er."

„Sie gingen dann nach oben?"

„Ja, und machte Licht an."

„Wo war Ihre Frau?"

„Im Bett."

„War sie tot?"

„Ja, sie war tot."

„Haben Sie etwas Auffälliges an ihr bemerkt?"

„Da war Blut auf dem Kissen."

„Woher kam dieses Blut?"

„Na, ich glaube aus Mund und Nase."

„Sagte Christie, wann sie gestorben sei?"

„Ja, am Nachmittag."

„Sagte er sonst noch etwas über den Gesundheitszustand Ihrer Frau?"

„Er meinte, sie hätte am nächsten Tag sowieso ins Krankenhaus gemußt, wegen 'ner Blutvergiftung im Bauch."

„Was taten Sie, als Sie Ihre Frau tot dort liegen sahen?"

„Ich trat an das Kinderbettchen und nahm Geraldine in den Arm."

„Weiter!"

„Ich wickelte sie in eine Decke und trug sie nach nebenan, in die Küche."

„Was machten Sie dort?"

„Ich machte ihr was zu essen."

Evans schildert, wie er Geraldine die Abendmahlzeit bereitete: ein gekochtes Ei, Weißbrot, eine Tasse Tee . . .

Auf der Zuschauergalerie stecken die Frauen die Köpfe zusammen und tuscheln. Denn Ei, Weißbrot und Tee, das ist bei Gott nicht das richtige Abendbrot für ein vierzehn Monate altes Baby.

Aber was sollte er tun, der Kraftfahrer Evans, der keine Ahnung davon hat, was einem Baby bekommt?

„. . . verduften Sie aus London!"

„Wie verhielt sich Christie?" fragt der Verteidiger.

„Er sagte, ich sollte in der Küche bleiben und die Tür zumachen. Er wollte alles alleine regeln."

„Wie denn?"

„Na, nach ner Weile hörte ich den Christie draußen ächzen und stöhnen."

„Wo?"

„Na, auf der Treppe."

„Was machte er denn dort?"

„Ich ging raus und sah nach. Da versuchte er doch wirklich, meine Frau die Treppe runterzuschleppen."

„Wohin?"

„In die Wohnung von Kitchener unter uns. Der war doch im Krankenhaus."

„Was taten Sie dann?"

„Na, ich half Christie."

„Und dann?"

„Ging ich zurück nach oben. Christie meinte, ich sollte schlafen gehen, er würde schon alles in Ordnung bringen."

„Sagte er, was er mit der Leiche tun wollte?"

„Na, er wollte sie in'n Gully werfen."

„Haben Sie die Leiche Ihrer Frau noch einmal gesehen?"

„Nein, Sir, nie wieder."

„Hat Christie gesagt, was mit Ihrer Tochter geschehen soll?"

„Er wollte sie zu einem jungen Paar nach Acton in Pflege geben."

„Hat er einen Namen genannt?"

„Nein, Sir. Er meinte nur, die könnten keine eigene Kinder haben und würden die Kleine gerne nehmen."

„Wollten Sie Geraldine nicht zu Ihrer Mutter bringen?"

„Ja, Sir. Aber Christie meinte, das würde sofort Verdacht erregen. Er wollte keinen Ärger mit der Polizei . . ."

Weiter fragt der Verteidiger. Und

Evans antwortet, so gut er kann. Mit dürren Worten, mit der primitiven Sprache der Menschen von Notting Hill, der Sprache der Arbeiter, der Kneipenwirte, der Straßenmädchen . . .

Er schildert, wie er das Baby gefüttert hat, am Mittwochmorgen, am Mittwochabend, und dann am Donnerstag früh. Wie er ihm noch einmal neue Windeln angezogen hat und ein frisches Kleidchen. Und wie er Donnerstag von der Arbeit nach Hause gekommen war, abends um halb sechs . . .

„Trafen Sie da wieder Christie?" fragt der Verteidiger.

„Ja, Sir."

„Wo?"

„Ich ging gerade in die Wohnung, da kam er hinter mir die Treppen rauf."

„Was wollte er denn?"

„Na, ich fragte ihn, wo ist denn die Kleine? Da sagte er, die Leute aus Acton haben sie heute früh abgeholt."

„Was noch?"

„Er meinte: Verkaufen Sie Ihre Möbel und verduften Sie aus London."

„Hat er Ihnen geraten, was Sie sagen sollten, falls jemand nach Ihrer Frau und dem Kind fragen würde?"

„Na, ich sollte allen vorschwindeln, Beryl und die Kleine wären verreist."

Evans beichtet weiter, wie er seine Wohnungseinrichtung verkaufte, wie er London verließ und nach Wales zu seinen Verwandten fuhr. Und wie er endlich, ratlos und verzweifelt, zur Polizei gegangen war.

„Das war am 30. November, in Merthyr Vale?" fragt der Verteidiger.

„Ja, Sir."

„Dort sagten Sie: Ich habe meine Frau weggeschafft."

„Ja, Sir."

„Und: Ich habe Sie in den Gully geworfen?"

„Ja, Sir."

Richter Lewis neigt den Kopf mit der weißen Perücke vor.

„Ich verstehe das nicht", fragt er. „Warum haben Sie so was behauptet, wenn Sie es nicht getan haben?"

„Na, um Christie zu decken."

„Um Christie zu decken?" echot Richter Lewis verständnislos.

„Ja, Euer Gnaden."

Der Verteidiger kommt Evans zu Hilfe: „Sie wollten nicht, daß Christie Ärger mit der Polizei kriegt, nicht wahr?"

„So ist es, Sir."

„Darum haben Sie damals auch die dumme Geschichte von dem Mann erfunden, der Ihnen Tabletten für Ihre Frau gegeben haben soll?"

„Ja, Sir. Nur darum."

„Und wann hörten Sie zum erstenmal, daß Ihre Frau ermordet wurde und auch Ihre Tochter tot ist?"

„In Notting Hill, auf der Polizeistation."

Steif steht Evans im Zeugenstand, die Arme angelegt, den Kopf schief gelegt, eine furchtsame Kreatur, die mit so verworrenen Dingen nicht fertig wird.

Wenn Evans doch reden würde, denkt der Verteidiger. Alles wäre viel leichter. Vielleicht würden die Geschworenen ihm dann eher glauben.

„Angeklagter", sagt er beschwörend, „ich bitte Sie, sprechen Sie frei von der Leber weg. Erzählen Sie alles, ohne daß ich immer wieder Fragen stellen muß. Wie war das damals auf der Polizei? Chef-Inspektor Jennings teilte Ihnen mit, daß Ihre Frau und Ihre Tochter . . ."

Er nickt Evans aufmunternd zu.

„. . . ermordet aufgefunden wurden, Sir", sagt Evans tapfer.

„Und daraufhin haben Sie gestanden, Frau und Kind erwürgt zu haben?"

„Ja, Sir."

Der Verteidiger holt tief Luft. Jetzt kommt die Frage, auf die alle hier im Saal warten: der Richter, die Geschworenen, die Reporter, die Zuhörer.

Die Frage: „Warum in aller Welt haben Sie einen Mord gestanden, den Sie doch gar nicht begangen haben?"

Evans feuchtet die Lippen an. „Ich . . . ich hatte mächtige Angst . . ."

„Angst vor wem?"

„Vor der Polizei. Ich dachte, die würden mich in 'n Keller schleppen und da fertigmachen, wissen Sie."

„Das haben Sie ernsthaft geglaubt?"

„Ja, Sir, bestimmt."

„Und das war der einzige Grund für Ihr Geständnis?"

„Nicht der einzige, Sir."

„Sondern?"

Evans fährt nervös mit der Hand über das dichte Haar. „Na, ich . . . ich war so

Die Schlinge um den falschen Hals

durcheinander, wissen Sie. Völlig durcheinander, als ich von Geraldines Tod hörte. Ich hatte doch geglaubt, die Kleine ist noch ganz okay bei den Leuten in Acton."

„Sie haben Ihre Tochter sehr geliebt?"

„Ja, Sir."

„Und als Sie vom Tod Ihrer Frau und Ihrer Tochter erfuhren, hatte da das Leben für Sie noch einen Sinn?"

„Nein, Sir, keinen Sinn mehr. Da war mir alles egal."

„Danke", sagt der Verteidiger, „das ist alles."

„Gesteht man deshalb einen Mord?"

Das Verhör des Verteidigers ist beendet. Tim Evans hat die Wahrheit gesagt, so wahr ihm Gott helfe. Und er braucht Gottes Hilfe, dieser Tim Evans, jetzt, als die hagere Gestalt des Staatsanwalts Humphreys emporwächst von der grünen Lederbank, jetzt, da das Kreuzverhör beginnt.

„Ist es wahr", fragt der Staatsanwalt, „ist es wahr, daß Sie, Timothy Evans, bei fünf verschiedenen Anlässen, an fünf verschiedenen Orten fünfmal den Mord an Ihrer Frau und Ihrem Kind gestanden haben?"

Fünfmal? Wirklich — fünfmal?

In Wirklichkeit hat Evans den Mord nur einmal vor dem Chef-Inspektor Jennings gestanden, wenn auch in zwei Niederschriften, einer kurzen und einer später erweiterten Fassung. Außerdem hat er den Mord nur noch vor dem Gefängnisarzt Dr. Matheson gestanden.

Zweimal also, nach Adam Riese. Zweimal, nicht fünfmal, Herr Staatsanwalt!

Aber dieser hilflose, geistig beschränkte Evans kann nicht so schnell denken, nicht so schnell rechnen, schon gar nicht jetzt, wo alles in seinem wirren Kopf durcheinanderwirbelt.

„Ja, Sir", stammelt er hilflos.

„Sie haben gestanden", fährt der Staatsanwalt fort, „weil Sie angeblich Angst hatten und durcheinander waren?"

„Ja, Sir."

„Fünfmal durcheinander? Tag für Tag, Stunde für Stunde?"

„Nicht alle fünfmal, Sir", sagt Evans und glaubt nun selbst schon an die magische Zahl Fünf. „Nur das letztemal, bei Chef-Inspektor Jennings."

„Nur das letztemal? Warum haben Sie dann viermal gestanden, obwohl Sie da nicht durcheinander waren?"

„Na", sagt Evans, „da wußte ich doch noch nicht, daß Geraldine tot war."

„Was hat denn das damit zu tun?" fragt der Staatsanwalt verständnislos.

„Ne ganze Menge, Sir." Zum erstenmal ist Trotz und Auflehnung in Evans' Stimme.

Der bissige Mund in dem asketischen Gesicht des Staatsanwaltes verzieht sich. Voll eisiger Ironie fragt er:

„Ist es vielleicht ein Grund, einen Mord zu gestehen, wenn man erfährt, daß die eigene Tochter von einem anderen umgebracht worden ist? Gesteht man deshalb einen Mord?"

„Ja, Sir", sagt Evans.

„Ja? Wirklich — ja?"

„Ja, Sir", sagt Evans fest. „Das ist ein Grund."

Evans schaut sich mit hilfesuchendem Blick um. Er fühlt genau, daß keiner imstande ist, ihn jetzt zu verstehen, keiner in diesem großen Saal.

Er möchte gern erklären, was in ihm vorging, er möchte die Angst beschreiben, das namenlose Entsetzen, die Verzweiflung, die ihn packte — damals, als die Polizei ihn vor das armselige Bündel mit den Kleidern von Beryl und Geraldine führte, als er, völlig fassungslos, hörte, daß beide ermordet worden waren, erwürgt von einem Unbekannten ...

Selbst einem geschulten Psychologen würde es schwerfallen, zu erklären, was in dem armen, verwirrten Kopf von Evans damals vorging. Damals, als er ganz unvermutet mit einer grausigen Tat konfrontiert wurde, die er nicht begriff, heute noch nicht begreift, die selbst ein geistig Normaler nur mühsam hätte begreifen können.

Tim Evans findet keine Worte, die sein damaliges Verhalten nur einigermaßen erklären könnten. Keine Worte, seinen Zustand zu schildern. Er kann einfach nicht reden, auch jetzt nicht, wo es um seinen Kopf geht.

„Ja, Sir" und „Nein, Sir" — das ist alles, was er sagen kann. Und das ist nicht genug, um die Geschworenen zu überzeugen, oder gar den alten, kranken Mann dort oben auf dem Richterstuhl.

Ein vollkommen unschuldiger Mann

Der Staatsanwalt bohrt weiter in der Wunde, ohne jedes Erbarmen. Warum sollte er auch Erbarmen haben mit einem Mann, der in seinen Augen weiter nichts ist als ein ganz gemeiner Mörder?

„Weshalb", fährt er fort, „haben Sie sich eigentlich eines Tages der Polizei gestellt?"

„Weil ich mir Sorgen um Geraldine machte."

„Aha, weil Sie sich Sorgen um Ihre kleine Tochter machten. Deshalb gingen Sie zur Polizei und haben einen Mord gestanden?"

Der Staatsanwalt sieht ihn verächtlich an.

Der Verteidiger springt auf.

„Einspruch, Euer Gnaden."

„Einspruch wogegen?" fragt der Richter.

„Von einem Mordgeständnis war damals keine Rede. Der Angeklagte erklärte nur: Ich habe meine Frau weggeschafft."

Richter Lewis verzieht den dünnlippigen Mund. „Nun, klingt das etwa nicht nach Mord?"

Ja, es klingt nach Mord; in den Ohren des Richters, in den Ohren der Geschworenen, bei allen, die zu gebildet, zu gut erzogen, zu gelehrt sind, um die primitive Sprache des geistig beschränkten Evans zu verstehen.

Der Staatsanwalt verneigt sich höflich vor dem Verteidiger.

„Mit Erlaubnis meines gelehrten Freundes will ich meine Frage anders formulieren ..." Und dann zu Evans:

„Sie haben also gestanden, weil Sie durcheinander waren?"

„Ja, Sir", sagt Evans. „Und weil das Leben keinen Sinn mehr für mich hatte."

„Nun, hat es jetzt wieder einen Sinn?"

„O ja, Sir, eine Menge Sinn."

„Und weil Ihr Leben jetzt wieder Sinn hat, weil Sie jetzt Angst um Ihren Kopf haben, beschuldigen Sie nun grundlos einen andern, vollkommen unschuldigen Mann des Mordes?"

Totenstill ist es jetzt im Saal, nur irgendwo hinten auf einer Bank ein schluchzender Laut. Dort, wo ein kahlköpfiger Mann sitzt, die Hände vor das bleiche Gesicht geschlagen. Der Zeuge Christie, der den Saal inzwischen wieder betreten hat. Der „vollkommen unschuldige Mann"...

„Einspruch, Euer Gnaden."

Der Verteidiger ist wieder aufgesprungen. Röte überzieht seine Wangen.

„Einspruch, warum?" fragt der Richter.

„Mein gelehrter Freund, der Staatsanwalt, hat kein Recht, den Zeugen Christie als ‚vollkommen unschuldigen Mann' zu bezeichnen."

„Warum nicht?"

„Weil er damit unterstellt, daß mein Zeuge schuldig und sein Zeuge unschuldig ist. Das ist ein Versuch, die Geschworenen zu beeinflussen."

Die dürren Greisenhände des Richters flattern über die Platte seines Tisches, als fege er etwas Unsichtbares weg. Er strahlt viel Kälte aus, als er sagt:

„Ich habe gestern Ihr Kreuzverhör mit dem Zeugen Christie vernommen. Wenn Sie ihn dabei nicht eines Mordes beschuldigt haben, dann weiß ich wirklich nicht . . ."

„Allerdings, Euer Gnaden", sagt Morris. „Und ich gedenke nichts von dieser Behauptung zurückzunehmen."

„Ich flehe um Vergebung", wirft der Staatsanwalt ein, „wenn ich nicht alles für bare Münze nehme, was der Angeklagte behauptet."

In die Falle gelaufen

Das Spiel geht weiter, das Spiel zwischen Katz und Maus, zwischen dem brillanten Juristen und Staatsanwalt und dem primitiven, geistig zurückgebliebenen Kraftfahrer Evans.

Ein grausames, tödliches Spiel! Der Einsatz ist das nackte Leben: das Leben des Timothy Evans . . .

Der Staatsanwalt stellt Fragen, die Evans nicht versteht, nicht verstehen kann, Fragen, die Evans durcheinanderbringen, Fragen voll Ironie, voll Sarkasmus, voller Fallstricke.

In verwirrender Folge legt der Staatsanwalt Dokumente vor, die Evans nicht lesen kann. Und weil er sie nicht lesen kann, verwechselt er sie mit anderen Beweisstücken. Erst als es zu spät ist, erst als Evans Dinge gesagt hat, die ihn in den Augen der Geschworenen in einem schlechten Licht erscheinen lassen müssen, erst da bemerkt der Richter den Irrtum, erst da bemüht er sich um Aufklärung — und auch dann nur halb.

Evans kämpft verzweifelt um sein bißchen Leben . . .

„Sie sind ein Lügner", wirft der Staatsanwalt ihm vor. „Sie lügen, wie es Ihnen gerade paßt."

„Warum sollte ich lügen", erwidert Evans, „wo es hier um meinen Kopf geht?"

„Sie lügen also nicht? Sie sagen die Wahrheit? Nun gut, das werden wir sehen . . ." Der Staatsanwalt Humphreys wühlt in seinen Akten. Dann hat er, was er braucht. Er hebt ein Blatt Papier hoch. „Dies hier", sagt er, „ist das Geständnis, das Sie auf der Polizeistation von Notting Hill abgelegt haben. Sagten Sie nicht anschließend zu Chef-Inspektor Jennings, es sei eine Erleichterung für Sie, nun alles vom Herzen zu haben?"

„Ja, Sir, das sagte ich."

„Also war Ihr Geständnis die Wahrheit?"

Weit offen steht jetzt die Falle. Aber Evans sieht sie nicht, läuft gerade in sie hinein . . .

„Nein, Sir, es war ein Haufen Lügen."

Nun schlägt der Staatsanwalt zu: „Also war es für Sie eine Erleichterung, einen Haufen Lügen vom Herzen zu haben?"

Evans weiß nicht, was er sagen soll. Er begreift nicht, was diese Fragen bedeuten. Er stammelt:

„Ich — ich war damals so durcheinander."

„Beantworten Sie die Frage des Staatsanwalts", herrscht der Richter ihn an. „War es eine Erleichterung für Sie, zu lügen? Ja oder nein?"

Ja, müßte die Antwort lauten, tausendmal ja. Es *war* eine Erleichterung, sich von der furchtbaren Angst zu befreien, daß diese mächtigen, stiernackigen Polizisten ihn verprügeln würden unten im Keller.

Aber wie soll der jetzt völlig verwirrte Evans das dem Richter klarmachen und dem Staatsanwalt, diesen hohen Herren, diesen Säulen der Gerechtigkeit in ihren feierlichen Roben und Perücken? Wie soll er, der kleine Kraftfahrer, diesen beiden Männern etwas erklären, das er selbst nicht in Worte fassen kann?

„Nein", sagt er verzweifelt, „es war keine Erleichterung, zu lügen . . ."

Jetzt, in diesem Augenblick, sagt Timothy Evans zum ersten- und zum einzigenmal an diesem Tag die Unwahrheit!

Der Staatsanwalt hämmert weiter auf ihn ein, erbarmungslos, ohne Pause: Log Evans nicht Christie an, Christies Frau, sogar seine eigene Mutter, log er nicht immer wieder vor der Polizei?

„Ja", stammelt Evans. Ein sinnloses Ja. Er weiß selbst nicht mehr, was er eigentlich sagt, er versteht ja nicht, was hier gespielt wird. Ja, es waren Lügen. Nein, es waren keine Lügen . . .

Seine Blicke wandern im Saal, suchen Hilfe, drüben bei den Geschworenen, aber alle starren ihn nur stumm und feindselig an. Will ihm denn keiner helfen, keiner?

Lange hält er das hier nicht mehr aus. Lange nicht.

Doch der Staatsanwalt ist fast am Ende seines Kreuzverhörs. Nur zwei Fragen noch.

Kurz, schnell — tödlich . . . ➔

Die Schlinge um den falschen Hals

Frage eins:

„Sie behaupten, Christie habe Ihre Frau getötet. Können Sie einen Grund nennen, warum er das getan haben soll?"

„Nein", sagt Evans. „Kann ich nicht."

Frage zwei:

„Können Sie einen Grund nennen, warum Christie Ihre Tochter getötet haben könnte?"

„Nein", sagt Evans, „auch nicht."

„Danke", sagt der Staatsanwalt, „das genügt."

Müde steht der Verteidiger auf, rafft die weite, schwarze Robe mit einer Hand zusammen, verneigt sich vor dem Gericht.

„Euer Gnaden", sagt er tonlos, „das war der Zeuge für die Verteidigung ..."

Mit gesenktem Kopf geht Tim Evans in die Anklagebank zurück.

Er hat getan, was er konnte.

Er hat die Wahrheit gesagt, und nichts als die Wahrheit, so wahr ihm Gott helfe. Aber Gott hat ihm nicht geholfen, und die Wahrheit auch nicht, weil niemand ihm diese Wahrheit glauben will.

Der Verteidiger blickt auf die Uhr. Es ist halb vier. Drüben auf der Pressebank packen die Reporter schon ihre Sachen zusammen. In einer halben Stunde wird sich das Gericht vertagen.

Gerade noch Zeit für das Plädoyer des Staatsanwalts. Erst morgen früh ist der Verteidiger dann an der Reihe. Zeit genug, um alles heule abend noch einmal genau zu durchdenken, jede Kleinigkeit, jedes Indiz . . .

„Hüten Sie sich vor Christie"

Das Gemurmel im Saal verstummt, das Scharren der Füße, das Tuscheln auf der Galerie. Der Staatsanwalt hat sich erhoben.

Er verneigt sich vor dem Gericht.

„Mein Plädoyer wird nur sehr kurz sein", beginnt er. „Denn dies ist ein sehr ungewöhnlicher Fall ..."

Der Verteidiger horcht auf. Nur kurz?

Der Staatsanwalt fährt fort:

„In Kriminalromanen mag es üblich sein, daß in letzter Sekunde der berühmte große Unbekannte auftaucht und als Täter entlarvt wird. Nun, dieser Fall hier ist kein Roman. Dieser Fall ist Wirklichkeit. Ein Mann, über den Sie wegen Mordes zu Gericht sitzen, sagt ausdrücklich und wohlüberlegt durch den Mund seines Anwalts folgendes: Der Hauptzeuge der Staatsanwaltschaft sei derjenige, der auf der Anklagebank sitzen sollte, er sei ein Mörder, ein Abtreiber und ein Meineidiger, der bereit sei, jeden anderen an den Galgen zu schwören."

Was dann folgt, ist keine Anklage. Es ist eine Verteidigungsrede. Der Staatsanwalt verteidigt seinen Kronzeugen Reginald Christie, den Mann, auf dessen Aussage seine Beweisführung beruht.

„Ist Christie der Täter?" fragt der Staatsanwalt. Und gibt sich selbst die Antwort: „Nein, er ist es nicht."

Zwei Punkte sprächen einwandfrei dagegen:

Erstens: Christie sei körperlich gar nicht in der Lage, die Tat zu begehen.

Zweitens: Christie hätte keinerlei Motiv.

Und überhaupt, so meint der Staatsanwalt, ist dieser Reginald Christie ein ehrenwerter Mann: Christie, der während des ganzen ersten Weltkriegs für sein Vaterland kämpfte *(er diente nur drei Monate lang)*, der durch Giftgas schwer verwundet wurde *(er war nicht schwer verwundet)*, der infolge dieser Verletzung lange Zeit erblindet und mehr als drei Jahre lang stumm gewesen war *(er war nur ein paar Tage blind, nur ein paar Wochen stumm und auch das nicht durch Verwundung, sondern infolge eines „Schocks", weil eine Granate in seiner Nähe explodierte ...)* Dieser ehrliche Bürger Christie, der zuletzt vor siebzehn Jahren straffällig gewesen war *(und inzwischen mindestens zwei Morde begangen hatte)*, dieser Christie, der kein Motiv hatte, Frau Evans und ihr Töchterchen zu töten *(er hatte sehr wohl ein Motiv, ein so grauenhaftes Motiv, daß auch die blühendste Phantasie es sich nicht ausdenken konnte)*, Christie, der am 7., 8. und 9. November 1949 krank und körperlich gar nicht fähig gewesen wäre, diesen Mord zu begehen *(er war an diesen Tagen völlig gesund, ging erst am 12. November erstmals zum Arzt und war daher sehr wohl fähig, jede Schandtat zu begehen)* . . .

Das Plädoyer des Staatsanwalts ist eins der kürzesten in einem Mordprozeß der englischen Kriminalgeschichte. Es dauert knapp zehn Minuten. Es klingt überzeugend, ist glänzend formuliert und vernichtend für den Angeklagten.

Aber es beruht auf einer ungeheuerlichen Ansammlung von Halb- und Unwahrheiten.

Doch wer sollte dem Staatsanwalt daraus einen Vorwurf machen? Er ist felsenfest davon überzeugt, daß Evans der Mörder und ein völlig verstockter Lügner ist. Und der Staatsanwalt selbst ist auch ein Opfer — des Chef-Inspektors, der die polizeilichen Ermittlungen unkorrekt und parteiisch führte, Aussagen verbog und Beweismaterial unter den Tisch fallen ließ ...

Zwanzig vor vier hat der Staatsanwalt sein Plädoyer beendet. Das Gericht vertagt sich nicht. Der Verteidiger ist an der Reihe. Und er hat keine Zeit mehr, sich vorzubereiten, noch einmal alles zu überdenken ...

Malcolm Morris tut, was er kann.

Sein Plädoyer dauert fast zwei Stunden. Er stellt seine ganze Intelligenz, seine ganze Beredsamkeit hinter eine Sache, an die er selbst im tiefsten Herzen nicht mehr glaubt: die Unschuld des Tim Evans.

„Hüten Sie sich vor Christie!" ruft der Verteidiger den Geschworenen zu.

Und dann schildert er den Mord — so wie Reginald Christie ihn begangen haben könnte. Und etwas Seherisches ist in diesem Augenblick in den Worten des Verteidigers.

Er mahnt die Geschworenen, nur dann einen Schuldspruch zu fällen, wenn sie keinerlei begründeten Zweifel mehr an Evans' Schuld haben sollten.

Und er warnt sie vor schlaflosen, von Gewissensbissen zerquälten Nächten, falls sie ein Urteil fällen sollten, das sich später als falsch erweisen würde ...

Später — wenn es zu spät sein wird, um wiedergutzumachen. Wenn der Henker sein Werk vollbracht hat. Wenn niemand, selbst Gott nicht, den Toten wieder lebendig machen kann . . .

Ein Richter, wie er nicht sein soll ...

Freitag, der 13. Januar 1950.

Morgens um halb fünf haben sich die ersten Menschen vor dem grauen Sandsteinbau des Kriminalgerichts Old Bailey angestellt. Sie haben sich in dicke Mäntel gehüllt, haben Butterbrotpakete mitgebracht und Thermosflaschen mit heißem Tee. Sie sitzen auf Hockern und Schemeln und warten, daß man sie endlich in Saal Nummer 1 einlassen wird.

Dreißig Plätze gibt es nur für die Zuschauer auf der Galerie, und über hundert stehen um acht Uhr früh schon Schlange, fast zweieinhalb Stunden bevor die Sitzung eröffnet wird.

Heute wird Richter Lewis das Urteil sprechen. Niemand zweifelt mehr daran, daß es nur ein Todesurteil sein kann.

10.30 Uhr.

Richter Lewis sitzt auf seinem Stuhl, unnahbar wie immer. Sein hageres Gesicht, von tausend Falten durchzogen, ist heute noch maskenhafter als gewöhnlich.

Er hat eine schlechte Nacht gehabt. Wenig Schlaf. Qualvolle Schmerzen. Der Arzt mußte kommen. Spritzen. Fürchterlich.

Wie lange noch?

Nicht mehr lange. Es ist dein letztes Urteil, das du heute sprechen wirst, Richter Lewis. Der Tod greift nicht nur nach dem kleinen Kraftfahrer dort unten auf der Anklagebank. Er greift auch nach dir, Richter Lewis, der du heute noch einmal über Leben und Tod richtest ... zum letztenmal.

Richter Lewis spricht.

Nach einmal faßt er den Fall zusammen, erläutert ihn den Geschworenen.

Mehrere Stunden spricht er auf die Geschworenen ein. Eine so lange Belehrung der Geschworenen ist überhaupt nicht üblich. Und was der alte, kranke, dem Tod geweihte Richter da sagt, ist nicht fair. Es ist nicht unparteiisch, ist nicht sachlich, ist nicht einmal richtig. Es ist eine einzige Anklage gegen Evans, schlimmer als die des Staatsanwalts.

Die Krankheit muß dem großen, berühmten Richter Lewis jede klare Überlegung genommen haben ...

„Fällen Sie Ihr Urteil, wie Sie es für richtig halten", ermahnt er abschließend die Geschworenen. „Und lassen Sie sich nicht beeinflussen von dem, was der Verteidiger an die Wand gemalt hat ..."

Es ist zehn Minuten nach zwei, als die Geschworenen sich zur Beratung zurückziehen.

Vierzig Minuten bleiben sie hinter verschlossenen Türen. Vierzig Minuten, die zur Höllenqual werden für Timothy Evans auf der Anklagebank — aber auch für einen andern Mann.

Dieser Mann mit den dicken Brillengläsern vor den intelligenten, kalten graublauen Augen, mit dem kahlen Schädel ist gekommen, das Urteil über Timothy Evans zu hören, das eigentlich sein eigenes Urteil sein müßte ...

14. Uhr 50.

Bewegung geht durch den Saal, das Stimmengewirr verebbt. Alles erhebt sich, als Richter Lewis und nach ihm die zwölf Geschworenen eintreten.

Die Gesichter der Geschworenen sind gerötet. Vierzig Minuten haben sie gebraucht, um über Schuld oder Unschuld, über Leben und Tod zu entscheiden.

Der Gerichtsschreiber tritt vor sie hin.

„Mitglieder der Jury, haben Sie Ihr Urteil gefällt?"

„Ja", erwidert der Obmann.

„Erklären Sie Timothy John Evans des Mordes an Geraldine Evans für schuldig oder nichtschuldig?"

„Schuldig", sagt der Obmann.

„Das ist Ihr einstimmiger Spruch?"

„So ist es."

Der Gerichtsschreiber wendet sich zu dem Angeklagten, der leichenblaß zwischen den beiden Polizisten steht.

„Timothy John Evans", sagt er, „Sie sind des Mordes schuldig befunden. Haben Sie irgendeinen Grund vorzutragen, warum das Gericht nicht die gesetzliche Todesstrafe über Sie verhängen sollte?"

Evans steht erstarrt. Selbst jetzt, in seiner Todesangst, zeigt er noch Respekt vor dem Gericht.

„Nein, Sir", sagt er mit kaum verständlicher Stimme.

Der Gerichtsdiener tritt hinter den Stuhl des Richters und legt ihm ein viereckiges schwarzes Tuch auf die weiße Perücke — die „Schwarze Kappe", das Symbol des Urteilsspruchs.

„Timothy John Evans", sagt Richter Lewis feierlich. „Die Geschworenen haben Sie des vorsätzlichen Mordes schuldig erkannt. Das Urteil des Gerichts lautet, daß Sie von hier zu einem gesetzlichen Gefängnis verbracht werden, und von dort zur Hinrichtungsstätte. Daß Sie daselbst den Tod durch den Strang erleiden und daß Ihre Leiche innerhalb des Gefängnisses begraben wird, in dem Sie zuletzt in Gewahrsam gehalten wurden, und möge Gott Ihrer Seele gnädig sein ..."

„... Amen", erklingt im Saal die feierliche Stimme eines Geistlichen.

„... Amen", echot es überall von allen Lippen.

Und in die Stille, die diesem Amen folgt, in diese erdrückende Stille dringt plötzlich lautes, fassungsloses Schluchzen.

Es kommt von einem Platz vorn links auf der Zuschauergalerie. Dort, wo ein Mann mit kahlem Schädel und dicken Brillengläsern nun die Hände vor das bleiche Gesicht schlägt und weint, weint, weint ...

Dieser Mann heißt Reginald Christie und ist in diesem Augenblick dabei, den gemeinsten, feigsten seiner Morde zu begehen: den Mord mit Hilfe des Henkers, den Mord an einem Unschuldigen ...

Im nächsten Heft:

Der Henker nimmt Maß



PEER EXPOR

eine deutsche Qualitätsciga



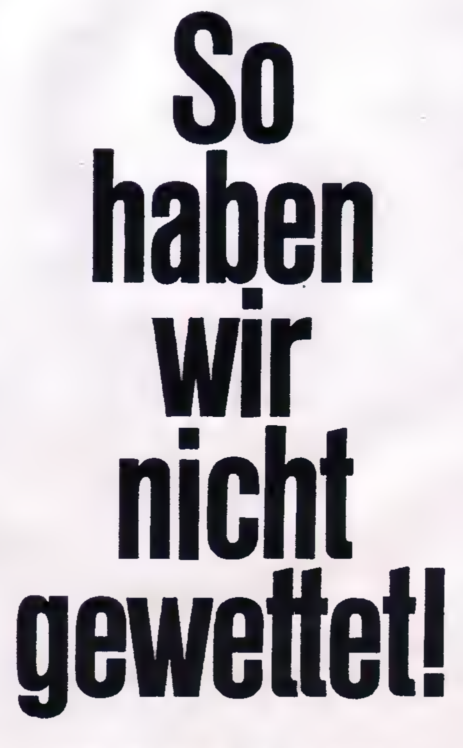
Fotografiert für PEER EXPORT: Cairo

Neu und einmalig: Eine deutsche Export-Cigar
internationalen 20-Stück-Packung – zum Inlanc
Bestimmt für den weltoffenen Raucher diesse
Grenzen: PEER EXPORT – ihr Feld ist die W


RT
rette für den Weltmarkt
PEER EXPORT
World famous quality
Kingsize · Filter · Cork
PEER EXPORT
MADE IN GERMANY
PRODUCT OF WEST BERLIN
ette – original in der
spreis von DM 1,75.
ts und jenseits der
elt !
Ein Erzeugnis der Cigarettenfabrik Kristinus
© Copyright 1961/Z 29



Die QUICK-Kurzgeschichte



Hier erzählt Fred Denger, was ein nettes Mädchen auf die Palme treibt . . .

Timm war ein leichtsinniger Hund. Seit ihm eine Tante ihr Vermögen hinterlassen hatte, war bei ihm von geregelter Arbeit keine Rede mehr.

Mit seinen zweiunddreißig Jahren widmete er sich nur noch seinen Steckenpferden. Sie hatten alle eines gemeinsam: Sie waren weiblichen Geschlechts. Allmählich kam Timm dabei auf den Hund, zumindest moralisch.

Seine Freunde hatten ihn längst aufgegeben. Nur Ott wollte noch einen letzten Versuch machen. Sie kannten sich von der Akademie her. Ott war Maler wie Timm, begabt wie Timm und seriös — im Gegensatz zu Timm.

„Laß die Finger von den Weibern! Sie sind nur auf dein Geld aus", warnte Ott.

„Blödsinn!" lachte Timm. „Wenn ich in eine Bar komme, weiß doch keine, was ich in der Brieftasche habe."

„Wärst du sonst Stammgast in den teuersten Bars von Berlin? Jede Wette, am hellen Tag würde dir ein vernünftiges Mädchen den Rücken kehren. Dein Weizen blüht nur bei Neonlicht!"

Timm ärgerte sich gewaltig. „Wenn ich es drauf anlege, kriege ich jedes Mädchen rum. Auch bei Tageslicht . . ."

Sie wetteten um fünf Flaschen Sekt.

„Du wirst einen Korb kriegen", prophezeite Ott. „Wann gehen wir los?"

„Was heißt ‚wir'? Wenn du dabei bist, habe ich natürlich keine Chancen. Du siehst ja aus wie 'n Oberbuchhalter."

„Ich will sie bloß von weitem sehen. Damit du dir kein Flittchen aufgabelst."

Eine Woche später trafen sie sich vormittags an der Gedächtniskirche. Timm war unausgeschlafen und hatte noch nicht gefrühstückt. Seine Laune war dementsprechend.

„Weit und breit kein Rock!" schimpfte er.

„Und was ist das?" Ott deutete auf ein Delikatessengeschäft, vor dessen Schaufenster ein Mädchen stand.

Timm kniff die Augen zusammen. „Die Figur ist nicht übel. Aber ich muß erst ihr Gesicht sehen . . ."

Er ließ Ott stehen und stellte sich neben das Mädchen. Ihr Haar leuchtete wie Ginster. Sie trug ein billiges Kleid.

In der Schaufensterscheibe, auf der Höhe delikater Hummer, trafen sich ihre Blicke. War er ihr nicht schon mal begegnet? Wo nur?

„Verzeihung", sagte er. „Kennen wir uns nicht?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

Timm setzte sein Siegerlächeln auf. „Aber natürlich. Ich heiße Timm. Nun kennen Sie mich. Gehen Sie mit mir frühstücken?"

Wieder verneinte das Mädchen wortlos. Da nahm Timm sie einfach an der Hand und führte sie in ein Café auf dem Kurfürstendamm.

Es war ein warmer Vorfrühlingstag. Vor den Caféhäusern standen bereits die Tische in der Sonne. Timm bestellte ein lukullisches Frühstück.

„Trinken Sie, greifen Sie zu. Es verpflichtet Sie zu nichts, falls Sie das befürchten."

„Warum tun Sie es dann?" Das Mädchen hatte sehr helle, fragende Augen. Woher kannte er die nur?

„Weil morgen Sonntag ist. Weil die Sonne scheint. Nehmen Sie Honig?"

„Ich heiße Sabine."

Timm gratulierte sich im stillen. Da hatte er wirklich Dusel gehabt! Das Mädchen war Zucker. Bei der mußte er behutsam vorgehen. Sie schien es wert zu sein.

Allerdings sah sie ein bißchen provinziell aus. Die Kleidung, die Frisur — ein Mädchen aus der Kleinstadt?

Timm hatte einen Einfall. Er war satt und zufrieden. Jetzt wollte er ein gutes Werk tun. Statt Blumen.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Sabine. Morgen hat meine kleine Schwester Geburtstag. Ich muß ihr was schenken. Sie hat Ihre Figur. Helfen Sie mir beim Einkaufen?"

Sabine blickte ihn lange an. Dann lachte sie. Warum eigentlich?

Timm bezahlte und nahm Sabine an der Hand. Sie schlenderten den Kurfürstendamm hinunter. Vor einem eleganten Modehaus machte Timm halt.

„Darf ich bitten?" Er riß die Tür auf. „Das schönste Kostüm für die Dame", sagte er zu der Direktrice.

Sabine probierte die teuren Kostüme mit leichtem Unbehagen an. Als sie aus der Umkleidekabine zurückkam, erinnerten nur noch die ginstergoldenen Haare an das Mädchen vor dem Delikatessengeschäft.

„Zauberhaft sehen Sie aus! Lassen Sie das Kostüm gleich an."

„Warum? Es wird knittern . . ."

Er lächelte. „Wir müssen doch noch passende Schuhe kaufen."

Und Timm kaufte die elegantesten Schuhe. Zufällig habe seine kleine Schwester dieselbe Größe.

„Anbehalten", bat er. „Wir sind noch nicht komplett."

Sie kauften eine Bluse, eine Handtasche und einen zierlichen Schirm. Sabine wurde immer schöner.

Auf der Straße verrenkten sich die Männer die Hälse. „Ich möchte mich wieder umziehen", sagte Sabine.

„Erst müssen wir noch einen passenden Hut kaufen. Meine Schwester ist sehr verwöhnt. Seien Sie kein Spielverderber!"

Schließlich erreichte er, daß Sabine sich zum Friseur schleppen ließ. Allerdings sah sie nicht ganz ein, weshalb man zum Hutkauf eine neue Frisur haben müsse.

Während das Mädchen sich unter den Händen des Figaros verwandelte, suchte Timm eine Puderdose, Lippenstift, Parfüm und die übrigen Kleinigkeiten aus.

Als er Sabine abholte, atmete sie erleichtert auf. Sie sah wunderschön aus, schöner als Timms zahlreiche Damenbekanntschaften zusammen. Das sagte er ihr auch.

„Sie lieben Ihre Schwester wohl sehr?"

„Ich habe gar keine Schwester", gestand Timm in einem Anfall von Offenheit. „Ich möchte Ihnen das schenken."

Das Mädchen starrte ihn an. „Aber warum denn? Sie kennen mich doch gar nicht!"

„Leider!" seufzte Timm. „Wenn ich Sie gekannt hätte, wäre diese alberne Wette nie zustande gekommen."

„Welche Wette?"

„Trinken wir einen Cocktail miteinander? Dabei erzähle ich Ihnen . . ."

Er beichtete alles. Plötzlich fand er die Wette geschmacklos, sich selber zum Ohrfeigen. So sehr hatte er sich in Sabine verliebt.

„Sie haben behauptet, Sie könnten jedes Mädchen herumkriegen? Sie mit Geschenken bestechen? Geben Sie mir die Pakete. Ich möchte mich umziehen. Mich kriegen Sie nämlich nicht rum. Sie — Mädchenhändler!"

Ihre Augen blitzten vor Empörung. Timm fühlte sich moralisch vernichtet.

„Das will ich ja gar nicht mehr. Sie sind mir wirklich sympathisch, Sabine. Ehrenwort! Aber durch die lumpigen Geschenke sind Sie unerreichbar für mich geworden. Ich könnte mich vom Funkturm stürzen!"

Das Mädchen verschwand mit den Paketen im Waschraum. Es fiel ihr nicht ganz leicht, sich von den hübschen Sachen zu trennen.

Als sie zum Tisch zurückkam, war Timm fort. Neben ihrem Cocktailglas lag ein Zettelchen: „Verzeihen Sie Ihrem ergebenen Timm."

★

Bald danach hieß es in Timms Freundeskreis, er müsse seine Erbschaft verjubelt haben. Er arbeite wie ein Wilder und verließe kaum sein Atelier.

Da machte Ott sich auf.

„Hallo, Timm. Störe ich?"

„Ja", sagte Timm grob und ohne sich auch nur umzudrehen. Verbissen pinselte er auf der Leinwand herum. Es war ein Mädchenkopf. Das Gesicht hatte die Züge Sabines.

„Wen malst du denn da?" fragte Ott.

„Eine X-beliebige, der man mit Geld und Geschenken nicht imponieren kann. So was gibt's noch."

„Ach nee! Dann habe ich also die Wette gewonnen? Und wo bleibt der Sekt?"

„Erinnere mich bloß nicht an die Wette. Das war dein blödsinniger Einfall, du gemeiner Kerl! Den Sekt schicke ich dir heute noch rum."

„Willst du nicht mittrinken?"

„Du siehst doch, daß ich keine Zeit habe. Ich habe im September eine Ausstellung. Bis dahin muß ich noch viel tun! Ich kann mein Leben nicht länger vertrödeln . . ."

Ott trat an die Staffelei. „Du liebst deine X-beliebige wohl?"

„Na und? Malen wird man ja wohl noch dürfen . . ."

Als Ott ging, hatte ihm Timm versprochen, den verwetteten Sekt abends mit ihm zu trinken.

★

Ott war ein anerkannter Maler. Er konnte sich eine große Wohnung mit Atelier leisten. Es blitzte vor Sauberkeit.

„Nanu, hast du neuerdings ein Mädchen?" Timm kannte Otts Behausung nur unaufgeräumt.

„Wie man's nimmt", sagte Ott vage. Er führte Timm ins Wohnzimmer. Dort war der Tisch gedeckt. „Ich habe uns ein Abendessen zu deinem Sündensekt spendiert."

„Ganz schön nobel!" Timm tippte den Hummer an. „Vor so einem Biest habe ich ihr zum erstenmal in die Augen gesehen."

„Vergiß sie. Eines Tages kommt auch zu dir die Richtige!"

„Du scheinst sie jedenfalls gefunden zu haben. Hübsch gedeckt. Wo bleibt denn dein Heimchen?"

„Schon da." Ott zeigte zur Tür.

Timm erstarrte. Das Kostüm kannte er. Die Schuhe auch. Otts Mädchen — war Sabine . . .

Ginstergolden leuchtete ihr Haar. Fragend und hell blickten ihre Augen Timm an.

Da überfiel ihn maßlose Wut. Sie raubte ihm die Besinnung. Er sprang auf Ott zu.

„Aber Timm! Wollen Sie meinen Bruder umbringen?"

Er hielt ein. „Ihren Bruder?" stammelte er. „Ott ist — Ott ist . . . So ein Zufall!"

Ott lachte schallend.

„Zufall — denkste. Ich habe Sabine extra deinetwegen aus Sachsen kommen lassen. Damit du deine Lektion bekommst. Und jetzt will sie gar nicht mehr weg."

„Das ist auch gut so." Timm strahlte. „Wir haben nämlich vergessen, den Hut zu kaufen . . ." ●



das beste Persil, das es je gab!

P 12/61

Henkel



Musik mit QUICK

„Ramona", seit Wochen Spitzenreiter in unserer Bestsellerliste, hat eine Million erreicht! Die Sänger dieses 34 Jahre alten Liedes, die „Blue Diamonds", bekamen dafür in Hamburg eine Goldene. „Was tun Sie mit dem vielen Geld?" fragte ich die beiden jungen Holländer. „Kommt auf die Bank!" sagten sie.

Hier sind die zehn Spitzenreiter:

Titel	Interpret
1. Ramona	Blue Diamonds (1)
2. Mit 17 fängt das Leben erst an	Ivo Robic (2)
3. Da sprach der alte Häuptling	Gus Backus (3)
4. Café Oriental	Vico Torriani (6)
5. Bist du einsam heut nacht	Peter Alexander (4)
6. Wunderland bei Nacht	Bert Kämpfert (7)
7. Schnaps, das war sein letztes Wort	Willy Millowitsch (5)
8. Muß i denn	Elvis Presley (9)
9. Pigalle	Bill Ramsey (10)
10. Pepe	Valente/Hagara (0)

Die Ziffern in den Klammern zeigen die Position in der letzten Bestsellerliste an.

Teure Dalida Ziemlich verärgert ist der Ariola-Boß Lutz Wellnitz über seinen ägyptisch-italienisch-französischen Star Dalida. Er würde sie zu gerne den bundesdeutschen Schlager-Endverbrauchern einmal auf die Rampe stellen, aber Madame ist zu teuer. Viertausend Mark Gage verlangt sie pro Abend, und das kann Wellnitz keinem Veranstalter zumuten.

Ärger mit Charly Fast acht Wochen war Produzent und Kapellmeister Bert Kämpfert in Amerika, um sich für das von ihm aufgenommene Lied „Wunderland bei Nacht" feiern zu lassen. In Amerika hatte die „Wunderland"-Platte wochenlang den ersten Platz in den Bestsellerlisten eingenommen, und Bert bekam dafür drüben die Goldene. Nach der Rückkehr gab's allerdings Ärger. Eine Konkurrenzfirma hatte ihm in der Zwischenzeit den „Wunderland"-Trompeter Charly Tabor weggeschnappt.

Sing, kleine Butterfly! Bonns Botschafter in Südkorea, Dr. Richard Hertz, kann für sich in Anspruch nehmen, dem deutschen Schlagergewerbe eine Sängerin erschlossen zu haben: die Koreanerin Jong Wang Choi. Dr. Hertz hörte die junge Dame, als sie bei einer privaten Veranstaltung in Seoul deutsche Volkslieder sang. Er war so begeistert, daß er ihr den Weg in die Bundesrepublik ebnete. Zuerst studierte Jong Wang Choi in Detmold und dann in Göttingen ernste Musik. Von da ging es nach Hamburg — mitten in ein Plattenstudio hinein. „Ich habe eingesehen, daß ich keine Callas bin", sagte mir die hübsche Koreanerin. „Warum soll ich also nicht Schlager singen? Es sind die Volkslieder von heutzutage." Ihr erstes Schlager-Volkslied heißt „Sing, kleine Butterfly!"

Vater des „Tiger-Rag" In New York starb, 71 Jahre alt, der Kornettist Nick La Rocca, einer der großen alten New-Orleans-Recken. Mit seiner berühmten „Original Dixieland Jazz Band" machte Nick 1917 die erste Schallplattenaufnahme, die je von einer Jazzgruppe gemacht wurde. La Rocca, von dem so immergrüne Jazztitel wie „Tiger-Rag" und „At the Jazzband-Ball" stammen, stieß 1938 zum letztenmal öffentlich ins Horn.

Kneipe plus Schlager Als sehr brauchbar hat sich der Filmtitel „Les Cousins" (in Deutschland: „Schrei, wenn du kannst") für vier junge Belgier erwiesen. Zuerst sangen die „Cousins" nur für ihre paar Gäste. Inzwischen holte sie ein Plattenproduzent vors Mikrophon, und nun kommen sie ins Haus. „Kili Watch" heißt ihre Platte. „Kili Watch" sangen schon die Zeitgenossen von Old Shatterhand. Es ist ein uralter Indianer-Song.

Vereint zur Kasse Im Duett läßt sich jetzt das Ehepaar Lonny Kellner — Peter Frankenfeld auf Schallplatte vernehmen, nachdem sowohl Lonny als auch Peter das Plattenglück bisher im Alleingang gesucht hatten. Ihre erste Duett-Aufnahme trägt den inhaltsschweren Titel „Bum Budi Bum, das kann gefährlich sein!"



Devisen-Bringerin Ein prima Exportartikel ist für Frankreich die Schlagersängerin Anny Cordy. Bei uns kennt man sie von ihren Platten „Freddy" und „Fruchtsalat". Im Mai startet die vor Temperament aus allen Nähten platzende Anny nach Amerika zu Schallplattenaufnahmen.

Heiße Notizen Ella Fitzgerald hat mit Impresario Norman Granz für Schallplattenaufnahmen und Tourneen einen Vertrag auf Lebenszeit abgeschlossen . . . Gene Krupa, einst der Welt bester Schlagzeuger, ist nach langer Krankheit wieder genesen und will allen ärztlichen Warnungen zum Trotz aufs neue die Trommeln rühren . . . Monty Sunshine, ehemaliger Klarinettist der Chris Barber-Band und Interpret der Weltschlager „Petite Fleur" und „Wild Cat Blues", gründete ein All-Star-Quartett, mit dem er noch im Frühjahr eine Deutschland-Tournee machen wird.

Zusatz-Karriere Wie viele seiner Kollegen hat sich auch der Filmschauspieler Christian Wolff zu einer Zusatz-Karriere als Schlagersänger hinreißen lassen. Die neue Laufbahn trifft ihn nicht unvorbereitet: Als lockiger Knabe gehörte Wolff einem Kirchenchor an. Auf seiner ersten Platte „Komm doch mit",



muß er allerdings ohne Begleitchor auskommen. Dichter-Komponist Peter Mösser, der viele Freddy-Lieder und zuletzt für Ivo Robic den Weltschlager „Morgen" schrieb, verpaßte Christian Wolff seine Start-Nummer.

„Den Wolff habe ich ganz alleine entdeckt", sagte mir Mösser. Er denkt dabei wohl an Freddy, dessen Entdeckung heute ein halbes Dutzend von Schlagerleuten für sich in Anspruch nimmt.

Aber der Gerhard läßt ihn nicht verkommen



Dieser Mann, der Produzent Gerhard Mendelson, ist einer der härtesten Burschen im deutschen Musikgeschäft. Er schießt Schlager und Stars hoch wie Raketen, er hat jene berühmte Witterung für das, was kommt, und er läßt sich nicht so leicht von einem Mißerfolg aus den Pantinen werfen. Mendelson hat eine Reihe zugkräftiger Namen ins Spiel gebracht, den Ex-GI Gus Bakkus, den finster dreinblickenden Ted Herold, die sanfte Lolita, den schlaksig-frechen Peter Kraus ...

Mendelson tut für alle seine Stars, was er nur kann — aber dem Peter Kraus gehört seine ganze Liebe. Nicht nur, weil der ihm bisher die höchsten Einnahmen gebracht hat. Mendelson „steht" einfach auf ihn.

Mit dem Rock'n'Roll knallte Mendelson den Kraus auf die deutschen Plattenteller. Kraus wurde Teenager-Star Nummer 1. Aber nach anderthalb fetten Jahren war es aus.

Doch Mendelson schaltete schnell. Der Gerhard ließ den Peter nicht verkommen. Er stellte ihn auf „weiche Welle" um, und da er erkannt hatte, daß das Schlagergeschäft international geworden war, spannte er Peter mit Stars aus dem Ausland zusammen. Er schaffte das Kunststück, Connie Francis, den teuersten amerikanischen Nachwuchsstar, für eine gemeinsame Fernseh-Show mit Peter zu gewinnen. Das war eine Meisterleistung.

Connies Firma, die MGM, hatte damals gerade ihr Vertragsverhältnis mit der Kölner Electrola gelöst, und die MGM-Leute suchten Beziehungen zur Deutschen Grammophon, derselben Firma, für die Mendelson produziert und bei der Peter unter Vertrag ist. Hier witterte Mendelson seine Chance. Die Deutsche Grammophon ist eine Tochterfirma des in der ganzen Welt vertretenen Hauses Siemens. Darum scheltete er „Siemens New York" ein. Die dortigen Siemens-Leute, die sonst Kraftwerke bauen und verkaufen, spuren auch im Musikgeschäft. Man wurde mit Connies Manager einig.

Connie kam, drehte und — verliebte sich in Peter, der davon allerdings nicht besonders überwältigt war. Er erwies sich jedenfalls nach der Abreise seiner Partnerin als sehr schreibfaul.



Wie einst im Mai ... Wieder halten Connie und Peter Händchen. Wie damals ... Diesmal trafen sie sich an Bord der „United States", wo Connie Francis für ihr Lied „Die Liebe ist ein seltsames Spiel" von Radio Luxemburg den Goldenen Löwen überreicht bekam. Peter Kraus ging leer aus. Aber er darf trotzdem hoffen. Sein Producer, der getreue Gerhard, brachte die beiden nicht zuletzt deshalb wieder zusammen, weil Peters Karriere neu angeheizt werden soll.

Aber Peter war wieder ganz groß im Geschäft. Und Gerhard sorgte weiter für ihn: Aus Frankreich holte er Sascha Distel für eine neue Fernsehsendung. Hernach war Sascha allerdings sauer, weil nur Peter im Mittelpunkt stand.

Doch solche Kleinigkeiten stören einen Mann wie Mendelson nicht. Er hat schon einen neuen Knüller in Vorbereitung: eine Duett-Platte mit Connie Francis und Peter Kraus. Sie wurde in München bereits aufgenommen.

Und für alle Fälle verhandelt Gerhard Mendelson auch noch mit weiteren international gängigen Partnern für seinen Peter, mit dem Kanadier Paul Anka und mit Jazz-Altmeister Louis Armstrong.

Na — wenn das nichts wird, dann weiß ich nicht mehr!

Auf Wiedersehen bei nächster Gelegenheit, Ihr

Charly Pepper

Neues aus der Medizin

Nerven aus Stahl

Als Ersatz für funktionsgestörte oder zerrissene Nervenstränge werden vielleicht bald hauchfeine, elektrisch leitende Drähte dienen können. Nach ernst zu nehmenden Berichten haben russische Forscher Teile des Ischias-Nervs von Versuchstieren entfernt und die Lücken mit Elektroden überbrückt. Einige dieser Metall-Elektroden waren so klein, daß die Nerven-Operationen mit Hilfe von Mikroskopen vorgenommen werden mußten. Die bisherigen Erfolge sollen vielversprechend sein. Nerven aus Metall sind deswegen keine utopische Absurdität, weil auch organische Nerven tatsächlich eine Art Leitung für winzige bio-elektrische Aktionsströme darstellen.

Herzleiden können jetzt schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt erkannt werden. Nach einer neuen amerikanischen Methode wird mit einem Gerät namens „Ballisto-Kardiograph" die Stärke des Rückstoßes im Blutkreislauf gemessen, das heißt die Stärke des Blutausstoßes vom Herzen zum Kopf und zu den unteren Extremitäten. Es handelt sich dabei eigentlich um eine wesentlich verbesserte Methode der Blutdruck-Messung. Das feinfühlige Gerät registriert Schwächen des Herzmuskels bereits zu einer Zeit, da mit anderen Diagnose-Methoden noch kein Schaden feststellbar ist.

Zigaretten-Rauch wird oft für die Entstehung von Lungenkrebs verantwortlich gemacht. Nach neuesten Untersuchungen jedoch soll die „Schuld" nicht beim Zigaretten-Rauch als solchem zu suchen sein. Es wurde festgestellt, daß beim Rauchen, vor allem bei tiefen Lungenzügen, sogenannte Ionen-elektrisch geladene Partikelchen in den Körper gelangen. Diese ionen-elektrische Aufladung entsteht bei der schnellen Erwärmung der Luft durch die Glut. Die Partikelchen wiederum wirken auf das Wachstum der Zelle ein. Diese Gefahr könnte theoretisch dadurch beseitigt werden, daß man den Tabak in ein Gehäuse aus feinstem Metall-Draht eindreht — Metall verhindert die elektrische Aufladung der Partikel.

In Kälberblut fanden Krebs-Spezialisten eine Substanz, die bei Hühnern und Mäusen die Entstehung bestimmter Krebs-Geschwülste verhinderte. Mehr noch: Es zeigte sich, daß diese Substanz namens „Fetuin" die Versuchstiere immun gegen Krebs machte. Die Konsequenzen dieser Entdeckung sind weitreichend. Zum einen bestärkt sich erneut die Meinung vieler Forscher, daß die Krebs-Krankheit aller Wahrscheinlichkeit nach eine Virus-Krankheit ist. Zum anderen scheint mit dem „Fetuin" eine Substanz gefunden worden zu sein, welche die körpereigenen Zellen zur Produktion eines Schutzstoffes gegen die Krebs-Viren anregt. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß es sich vorerst nur um Tierversuche handelt.

Desinfizierende Seifen haben oft den Nachteil, daß sie die sogenannte Hautflora beeinträchtigen. Es handelt sich dabei zum Teil um „hautfreundliche" Bakterien, aber auch um Fette und andere Haut-„Schmiermittel". Eine neue medizinische Seife, hergestellt aus sogenannten „quaternären Ammoniumbasen", ist ohne diese Nachteile. Sie eignet sich besonders zur Behandlung von Hauterkrankungen, Pickeln, Furunkeln, Abszessen. Dabei kann man den Schaum dieser Seife auf der Haut lassen, ohne daß sich ein spannendes Gefühl bemerkbar macht. Interessanterweise ist diese neue Seifenverbindung von der chemischen Wissenschaft für unmöglich gehalten worden. Einem Nicht-Fachmann, einem Musiker, gelang jedoch die Herstellung. ●



Nur noch ein Schatten seiner selbst: Mussolini auf der Flucht . . .

DIE LETZTEN 95 STUNDEN MUSSOLINIS

Die wahre Geschichte vom Ende des italienischen Diktators

Von Francesco Bandini und Gerhard Jaeckel

Sechzehn Jahre lang lebte die Legende vom Märtyrertod des „großen Duce" durch Mörderhand. Sechzehn Jahre lang erfuhr die Welt nur die halbe Wahrheit über das Ende des faschistischen Diktators. Denn Mussolinis unverbesserliche Anhänger leben noch heute von seinem Mythos, und seine Gegner, die den Toten dem öffentlichen Spott preisgaben, wissen, wie wenig ihnen ihre Grausamkeit zur Ehre gereicht. QUICK enthüllt als erste deutsche Illustrierte die ganze Wahrheit aus den letzten Apriltagen des Jahres 1945, als Benito Mussolini vergeblich versuchte, sich der Verantwortung durch eine Flucht in die Schweiz zu entziehen.

In der Pförtnerloge der Prätektur von Como döst ein junger SS-Offizier vor sich hin. Mitternacht ist längst vorbei. Aber noch immer dringen laute Stimmen aus dem Sitzungssaal. Benito Mussolini hält seinen letzten Kriegsrat ab — an diesem 26. April 1945.

Kein Protokoll gibt Kunde davon, worüber verhandelt und gestritten wurde. Ein letzter Widerstandsversuch bei Chiavena, im Veltliner Tal? Oder Flucht mit den Deutschen nach Meran oder gar in die Schweiz?

Man weiß es nicht.

Keiner von denen, die bei diesem letzten Kriegsrat dabei waren, hat ihn länger als ein paar Tage überlebt.

Noch ist die Präfektur von Como durch SS-Posten gesichert. Zwei Mann stehen auf der Straße, vier Mann auf den Treppenaufgängen, der Rest schläft draußen in voller Ausrüstung auf einem Lkw. Mit seinem Kopt haftet der Untersturmführer Birzer den deutschen Kommandostellen dafür, daß Mussolini unter deutscher Befehlsgewalt bleibt.

Es wird drei, es wird vier Uhr morgens, und nichts geschieht. Todmüde hockt sich Birzer in eine Ecke der Pförtnerloge und schläft ein.

Plötzlich rüttelt jemand an seiner Schulter.

„Schnell, Untersturmführer! Mussolini will abhauen. Er sitzt schon im Wagen."

Schlaftrunken stürzt Birzer hinaus.

Mit einem Blick erfaßt er die Lage. Weit offen die Austahrt. Daneben Mussolinis Wagen. Der Duce sitzt auf dem Vordersitz. Draußen an der Wagentür steht Donna Rachele, seine Frau. Auch seine kleine Tochter Anna Maria ist da. Noch einmal nimmt der Duce sie in seine Arme und küßt sie...

Schon springt Birzer in seinen Wagen. Vor allem muß der Ausgang blockiert werden. Der Hot steht voller Fahrzeuge. In der Mitte ein riesiger, pyramidenförmiger Lorbeerbaum. Birzer muß seinen Wagen ein paarmal vorwärts und rückwärts fahren, bis er endlich die Ausfahrt verstellt.

Dann steht Birzer vor Mussolini.

„Duce, wie können Sie abfahren, ohne Ihr Begleitkommando zu verständigen?"

„Hören Sie doch damit endlich aut!" taucht Mussolini. „Ich kann tun, was ich will, und gehen, wohin ich will! Machen Sie sotort die Austahrt trei!"

„Sie dürten nicht tort ohne Ihr Begleitkommando, Duce!"

Wie ein Wilder stürzt Marschall Graziani aut den Untersturmführer los, packt ihn an der Schulter und brüllt ihn an:

„Geben Sie augenblicklich die Ausfahrt frei!"

Doch Birzer kennt nur seinen Betehl:

„Ich trage die Verantwortung, Marschall. Der Duce kommt so nicht weg, nicht ohne mich und mein Begleitkommando!"

Die Lage ist brenzlig. Im Laute der Nacht haben die Italiener den Lastwagen des SS-Begleitkommandos so eingekeilt, daß er nicht einen Zentimeter vor- oder rückwärtstahren kann.

„Platz machen!" befiehlt Birzer seinen Leuten.

In Windeseile wird eine Gasse tür den Lkw geschaffen.

Doch nun bilden die Minister und Gauleiter eine Sperrkette zwischen dem Begleit-Lkw und dem Wagen Mussolinis. Sie haben einander untergehakt, bilden eine lebendige Mauer. In der Mitte ragt wie ein Turm Grazianis imponierende Gestalt.

Da gellt Birzers helle Kommandostimme über den Hot:

„Absitzen!"

Polternd springen die Soldaten von dem Lkw.

„Durchladen und sichern!" schreit Birzer. „Handgranaten tertigmachen! Fünf Mann mir nach!"

Mit den fünf Männern hinter sich geht Birzer langsam auf die Mauer der Würdenträger los.

Nichts rührt sich.

„Entsichern!" befiehlt Birzer und hebt seine Maschinenpistole an die Hüfte. Das metallische Knacken der Sicherungsflügel, sonst bleierne Stille. Eine falsche Bewegung jetzt, ein Finger, der in der Autregung zu früh an den Abzug kommt, und es gibt ein Blutbad. ➡

DIE LETZTEN 95 STUNDEN MUSSOLINIS

Da öffnet sich langsam die Sperrkette um Mussolini. Zögernd lösen sich die ineinander verhakten Arme.

Nur Donna Rachele Mussolini hat sich nicht vom Wagen ihres Mannes gerührt. Sie hält ihre beiden Kinder fest an den Händen. Mit weit aufgerissenen Augen sehen Romano und Anna Maria, wie der Untersturmführer vor ihrem Vater salutiert und mit rauher, noch vor Erregung bebender Stimme sagt:

„So, Duce, jetzt können Sie fahren!"

Wie traumverloren gibt Mussolini seiner Frau ein Zeichen, sie möge mit den Kindern abfahren. Ein wenig später gibt er auch seinen Freunden das Startzeichen zum Aufbruch.

Es ist 4 Uhr 15 früh . . .

Peinliche Überraschung

Fest steht, daß Mussolini ohne Birzers Dazwischentreten allein aus Como abgefahren wäre. Ohne militärischen Schutz, nur in Begleitung des Gauleiters Porta von Como und des alten Sozialisten Bombacci. War das die richtige Begleitung für einen Mann, der zum letzten Kampf entschlossen war?

Die Faschisten von damals und von heute behaupten es. Sie haben keine Mühe gescheut, die Wahrheit zu vertuschen.

Denn die Wahrheit, die heute feststeht, heißt:

Mussolini wollte am frühen Morgen des 26. April 1945 in die Schweiz. Nicht um Abschied zu nehmen, hatte er Frau und Kinder in die Präfektur bestellt, sondern um mit ihnen zusammen zum Grenzübergang bei Chiasso zu fahren.

Nun muß Donna Rachele ohne ihren Mann diese Fahrt antreten. Sie kommt um 5 Uhr an der Grenze an. Dort trifft sie den Ex-Innenminister Buffarini. Und dort erwarten sie auch ein paar Beamte des diplomatischen Dienstes, die Mussolini vorausgeschickt hat, um beim diplomatisch vorbereiteten Grenzübertritt zu assistieren.

Aber die Italiener stehen wie vor einer Mauer. Die schweizerischen Grenzer verweigern den Übertritt. Da hilft kein Protestieren, kein Betteln, kein Flehen.

Heute weiß man, daß der Befehl dazu erst unmittelbar vor der Ankunft Donna Racheles bei dem Grenzposten von Chiasso eingetroffen ist. Es steht fest, daß der schweizerische Staatsrat in der Nacht vom 25. zum 26. April 1945 zusammengetreten ist und den Entschluß faßte, keine faschistischen Würdenträger, auf keinen Fall aber den Duce und seine Familie über die Grenze zu lassen.

Gründe für dieses von der traditionellen schweizerischen Hilfsbereitschaft abweichende Verhalten hat die eidgenössische Regierung niemals angegeben. Es scheint jedoch richtig zu sein, daß der Beschluß auf energisches Drängen von Allan Dulles zustande gekommen ist, dem damaligen Chef des amerikanischen Geheimdienstes in der neutralen Schweiz . . .

Mussolini kann davon noch nichts ahnen. Er wird erst im Laufe des Tages die Hiobsbotschaft erfahren. Denn während Donna Rachele noch hoffnungsvoll und mit schwerem Herzen zu den rettenden weißroten Grenzpfosten hinüberblickt, fährt der Alfa Romeo des Duce, begleitet von zwanzig schwerbewaffneten SS-Bewachern, die schmale, gewundene Uferstraße am Westufer des Comer Sees entlang.

Dem Verderben entgegen . . .

26. April 1945, gegen 5 Uhr.

Ein regnerischer Morgen dämmert herauf, wie er in dieser Gegend für die Jahreszeit typisch ist. Die wenigen Einwohner des Städtchens Menaggio, die so früh schon auf der Straße sind, haben allen Grund, sich ungläubig die Augen zu reiben.

Der Mann, der dort die Hauptstraße entlangspaziert — ist das nicht . . .

Der Mann trägt eine verschlissene graugrüne Uniform der faschistischen Miliz, derbe Lederstiefel, schwarzes Hemd und schwarzen Schlips. Er hat keine Rangabzeichen auf den Schultern, das faschistische Adler-Wappen an der verbeulten Feldmütze fehlt. Über die Schulter trägt er am langen Riemen eine Maschinenpistole. Lässig, wie ein Bauer, der von der Jagd heimkehrt.

Langsamen Schrittes kommt der Mann von der Schule her, in der sich das Hauptquartier der Schwarzen Brigade von Menaggio befindet.

Links neben ihm geht ein Zivilist, ebenfalls mit Maschinenpistole. Dahinter in respektvollem Abstand zwei bewaffnete Schwarzhemden.

Bald darauf weiß es ganz Menaggio: „Der Duce ist da!"

Vor fünf Uhr ist Mussolinis schwarzer Alfa Romeo, von Como kommend, an der Schule vorgefahren. Mit ihm fuhren zwei deutsche Kübelwagen und ein Lkw vor, auf dessen Führerhaus ein MG montiert ist. Die deutschen Soldaten tragen die Felduniform der SS mit dem Totenkopf auf Mütze und Kragenspiegeln.

Der Duce sprang aus dem Wagen und ging in die Schule.

„Wo ist der Kommandant?" herrschte er den Posten an, der verschlafen sein Gewehr an sich riß.

„Der Kommandant schläft", hatte der Posten gestottert.

Der Kommandant der Schwarzen Brigade von Menaggio ist der Rechtsanwalt Emilio Castelli, Oberleutnant der Reserve im italienischen Heer. Die Castellis sind die älteste Adelsfamilie der Stadt. Ihr Haus steht in der Straße *Castellano di Castelli*, die hinaufführt zur verfallenen Burg des Geschlechts.

Emilio Castelli wird von einem Schwarzhemd geweckt und eilt zur Schule.

Vor dem Duce reißt er die Knochen zusammen:

„Was kann ich für Sie tun, Duce?"

Mussolini hat erschöpfende Tage hinter sich. Entnervende Verhandlungen in Mailand, die Flucht nach Como. In der vergangenen Nacht hat er kein Auge zugetan. Dabei ist er 62 Jahre alt und nicht der Gesündeste. Er will nichts als ein gutes Bett.

Emilio Castelli weiß kein besseres Bett für den Duce als das im Schlafzimmer seiner Eltern in der *Via Castellano di Castelli*. Er gibt zwei Schwarzhemden Befehl, den Duce zu führen, und läuft voraus.

Als der Duce anlangt, haben die alten, kränklichen Eltern bereits ihr Ehebett geräumt und frisch bezogen. Im gewaltigen offenen Kamin knistert ein Feuer. Die Mauern des alten Patrizierhauses sind mehr als meterdick, die Einrichtung ehrwürdig und gepflegt.

Hier kann man sich wirklich geborgen fühlen.

„Ich war ein Faschisten-Liebchen"

Kurz darauf klopft jemand an die Tür. Der Adjutant Mussolinis meldet die Ankunft der Regierung. Minister und Gauleiter wollen dringend den Duce sprechen.

Aber der Duce will schlafen. Er wünscht sein ganzes Gefolge, das hinter ihm herrennt, zum Teufel. Er gibt dem Adjutanten Befehl, die Minister sollen sofort Menaggio verlassen, sich irgendwo in gehörigem Abstand eine Bleibe suchen, wo sie konferieren mögen, ohne ihn!

Mussolini schläft. Doch schon aus dem ersten Schlummer weckt ihn erneut ein leises, aber hartnäckiges Pochen an der Tür.

„Was ist denn schon wieder los?" schreit er.

„Ich bin es, Claretta", flüstert eine Frauenstimme.

„Verschwinde", sagt Mussolini. „Was sollen die Leute denken, wenn man dich hier sieht . . ."

„Ich will dir nur sagen, daß ich im

Haus gegenüber wohne. Wenn du im Salon aus dem Fenster siehst, blickst du direkt in mein Zimmer."

Die Frauenstimme verstummt, leichte Schritte verklingen auf den Steinstufen.

Fluchend wälzt sich Mussolini aus dem Bett. Nur mit einem Unterhemd bekleidet, geht er in den angrenzenden Salon, tritt ans Fenster und zieht vorsichtig die schweren seidenen Vorhänge zurück.

Jenseits der engen Gasse, fast zum Greifen nah, liegt das Restaurant *Solano*. Hinter einem Fenster im ersten Stock sieht er eine Frauengestalt, die ihm zuwinkt. Mit der einen Hand zieht sie eine weiße Autokappe von ihren schwarzen Locken. Mit der Linken wirft sie ihm eine Kußhand zu.

Jetzt, da er auch Claretta Petacci, seit vielen Jahren schon seine Geliebte, geborgen weiß, sind ihm endlich ein paar Stunden Schlaf gegönnt.

Draußen ist es schon heller Tag, da weckt ihn abermals ein Klopfen.

„Pavolini hier, Duce. Ich muß Sie sprechen."

Mit einem Satz ist Mussolini aus dem Bett. Eine Viertelstunde später tritt er in den Salon.

Die Unterhaltung zwischen Mussolini und dem früher allgewaltigen Parteisekretär ist niemals aufgezeichnet worden. Aber man darf wohl doch annehmen: Pavolini hat den Duce noch einmal aufgefordert, sich dem Feind in einem letzten Kampf zu stellen.

Noch während Pavolini mit Mussolini konferiert, werden draußen auf der engen Straße Rufe laut:

„Duce, Duce!"

Endlich tritt Mussolini ans Fenster, reißt es auf. Unten stehen rund hundert Menschen. Sie starren zum Fenster herauf, als erwarteten sie von ihm ein Zauberwort, das Heil in ihrer Not.

Mussolini beugt sich aus dem Fenster und hebt die Hand zum Faschistengruß. Noch einmal gelingt ihm das breite Siegerlächeln, das er in all den Jahren der jubelnden Menge gezeigt hat. Aber er richtet kein Wort an die Leute.

Zu Pavolini aber sagt er:

„Heute singen sie noch Hosianna, morgen rufen sie, kreuzigt ihn. So ist die Politik."

Die Menschen dort unten hören es nicht. Es sind die letzten von Menaggio, die der faschistischen Partei angehören oder mit ihr sympathisiert haben. Jetzt, in der Vorahnung der nahen Revolution, wenden sie sich in ihrer höchsten Not an Mussolini.

Er aber hat ihnen nichts zu sagen. Es ist ihm egal, ob die Männer da unten morgen durch die Straßen gejagt werden unter dem Ruf: „Tod den Faschisten!" Es ist ihm gleichgültig, ob die Frauen und Mädchen dort unten morgen mit geschorenen Köpfen dastehen werden und mit einem Plakat um den Hals: „Ich war ein Faschisten-Liebchen."

Für Mussolini sind die Faschisten von Menaggio uninteressant geworden.

Von Menaggio interessiert ihn nur eines: Von hier führt eine bequeme Autostraße nach Lugano, in die Schweiz.

„Duce, darf ich fragen ..."

Der einzige, der zu ahnen scheint, was Mussolini wirklich vorhat, ist Untersturmführer Birzer von der II. SS-Flak-Abteilung „Reichsführer-SS", abkommandiert zum persönlichen Schutz und zur Bewachung des Duce.

Wie in Como hat Birzer jetzt seine SS-Leute um die *Via Castellano di Castelli* postiert. Er selbst beobachtet befehlsgemäß mißtrauisch die Dinge, die sich rund um das Haus abspielen.

9 Uhr 45.

Signora Claretta Petacci verläßt das Restaurant *Solano* und nimmt in einem der fünf schwarzen Alfa Romeos Platz, mit denen sie aus Mailand gekommen ist. In einem anderen Wagen sitzt ihr Bruder Marcello Petacci, ein Playboy, ein Schieber und seit neuestem angeblich Diplomat. Über die Kühlerhaube

DIE LETZTEN 95 STUNDEN MUSSOLINIS

seines Wagens ist eine rot-gelb-rote Flagge gespannt, die Flagge Spaniens. Marcello Petacci gibt sich als spanischer Diplomat aus, sicher hat er auch die entsprechenden Papiere. Als „Schwager" des Duce hat er jahrelang finstere Geschäfte gemacht. Jetzt will er sein Fell ins neutrale Ausland retten. Er hat auch seine Geliebte dabei und zwei Kinder . . .

10 Uhr.

Aus dem Haus Castelli tritt Mussolini. Entschlossen geht er auf einen der schwarzen Alfa Romeos zu.

Mit einem Satz ist Birzer neben ihm.

„Duce, darf ich fragen, wohin Sie fahren?"

Mussolini zögert. Dann voll Spott:

„Fahren Sie hinterher, dann sehen Sie, wohin es geht."

Birzer rennt zu seinem Wagen. Aber er ist nicht schnell genug.

Gerade will er anfahren, da schiebt sich ein Lkw der italienischen Leibwache zwischen die fünf Alfa Romeos und Birzer.

Erst nach Minuten kann er die Jagd aufnehmen.

Wenn Birzer sich weit aus dem Fenster lehnt, kann er die Wagen vor ihm notdürftig im Auge behalten. Doch aus dem Lkw vor ihm blicken ihm drohend die Mündungen eines Zwillings-MG, Kaliber 2 cm, entgegen. Und Birzer ist allein mit seinem Oberscharführer Günther. Das Gros seiner Leute mit dem Maschinengewehr hat er nicht rechtzeitig alarmieren können. Und hinter ihm kommt wieder ein italienischer Panzerwagen . . .

Die Straße in Richtung Schweiz windet sich von Menaggio in steilen Spitzkehren bergan. Erst vor dem Ort Grandola sind die Serpentinen zu Ende.

Plötzlich hält die Kolonne. Birzers Fahrer muß scharf bremsen.

Was ist los?

Birzer will aussteigen, aber der italienische Panzer fährt ganz dicht neben ihm auf.

Mit halbem Auge erkennt Birzer, daß aus dem ersten Wagen ein Zivilist aussteigt, an den Schlag des zweiten Alfa Romeo tritt und lange verhandelt. Es ist der Gauleiter von Como, Porta, wie Birzer bereits erfahren hat, der verhaßteste Faschist der Gegend.

Plötzlich fährt die Kolonne wieder an. Vorn wird ein flottes Tempo angeschlagen.

Also geht's weiter bis zur Schweizer Grenze, denkt Birzer. Er guckt sich die Augen aus, ob sein Lkw nicht endlich am Ende der Kolonne auftaucht. Nichts . . .

Und in diesem Augenblick geschieht es. Der zweite Alfa Romeo schert plötzlich nach links aus der Kolonne aus. Birzer sieht im Vorbeirasen, wie der Wagen in einer Staubwolke einen schmalen, steilen Feldweg hinauffährt.

Was tun?

In der Kolonne weiterfahren? Dann kommt man eventuell an der Schweizer Grenze an und muß feststellen, daß Mussolini nicht mehr da ist.

Umkehren und dem einzelnen Alfa Romeo nach? Dann kann es passieren, daß Mussolini inzwischen seelenruhig über die Grenze wechselt.

Wie von einem sechsten Sinn gelenkt, reißt Birzer den Wagen herum. Er fährt zurück, stellt an der Einmündung des Feldweges Günther als Posten auf und fährt allein in Richtung Menaggio zurück.

Das wichtigste für ihn ist, seine Männer zu finden.

Auf halbem Weg begegnet er seinem Lkw.

Mit seinem Haufen kehrt Birzer zurück zum Feldweg. Das MG mit zwei Mann postiert er an der Abzweigung. Dann stürmt er den Feldweg hinauf.

Der Weg führt zu einem riesigen dreistöckigen, gelben Kasten, dem Hotel *Miravalle*. Ein Haufen italienischer Grenzsoldaten wimmelt herum. Sie sind hier kaserniert.

Birzer rennt ins Haus. Und eine Riesenlast fällt ihm von den Schultern, als er in der Halle Mussolinis gedrungene Figur entdeckt.

Noch bevor der Duce ihn bemerkt, zieht sich Birzer zurück. Zweierlei ist ihm völlig klar:

● **Mussolini wollte ihn und seine Mannschaft abhängen, nun schon zum zweiten Male im Lauf der letzten 24 Stunden.**

● **Mussolini will von hier aus zum zweiten Male versuchen, in die Schweiz zu entkommen.**

Gleich hinter dem Hotel *Miravalle* steigt das Gelände an zu einsamen, wilden Bergregionen. Zahllose Fuß- und Maultierpfade führen von hier zur Schweizer Grenze. Allnächtlich ziehen hier kleine, wohlorganisierte Trupps hinüber und herüber, mit geschmuggeltem Tabak und Spirituosen. Gauleiter Porta, der bei Mussolini ist, kennt jeden Pfad und jeden Schmuggler, und der Altkommunist Bombacci ist ein erfahrener Fachmann in illegalen Grenzübergängen . . .

Birzer wird also verdammt aufpassen müssen, wenn er seinen Schützling mit dem Decknamen „Karl-Heinz" hier nicht verlieren will.

Ab durch die Hintertür!

Mussolini hat sich mit seiner Geliebten Claretta Petacci in eine kleine graue Villa hinter dem Hotel zurückgezogen, die sinnigerweise *Villina Rachele* heißt.

Unauffällig postiert Birzer seine Männer hinter Hecken und Sträuchern.

Zwanzig Minuten mögen vergangen sein, da stürzt einer der Posten atemlos heran.

„Er wollte schon wieder stiften gehen", keucht er.

„Was? Wo ist er?"

„Wir haben ihm unsere Pistolen entgegengehalten. Und dann . . ."



Mit seinem Kopf *garantierte SS-Untersturmführer Fritz Birzer dafür, daß Mussolini nicht in die Hände der Alliierten geriet. Wie schwer es für Birzer und seine zwanzig Mann war, Mussolini an der Flucht über die Schweizer Grenze zu hindern, schildert er in dieser Fortsetzung.*

„Was dann?"

„Jetzt ist er schön brav ins Häuschen gegangen", grinst der Posten.

Birzer erfährt, daß Mussolini, Claretta Petacci, Gauleiter Porta und Bombacci plötzlich aus einer Hintertür gekommen seien. Die Petacci hatte ihre Krokodilledertasche über dem Arm, Mussolini eine Aktentasche. Kleidung, Haltung, Ausrüstung — alles deutete auf Flucht.

Aber Birzers Männer ließen ihn nicht fliehen.

Daß Birzer nicht nur Gespenster sieht, sondern daß Mussolini tatsächlich fliehen wollte, ist heute bewiesen. Einen Tag später wird es Bombacci als Gefangener in der Zoll-Kaserne zu Germasino ausplaudern.

Hier veröffentlicht QUICK zum erstenmal den Bericht, den der Zollwachtmeister Francesco Nanci darüber am 8. Mai 1945 seiner Dienststelle erstattet hat:

„Nach den Geständnissen, die Bombacci mir gegenüber gemacht hat, ist die Flucht Mussolinis aus Italien genauestens vorbereitet gewesen. Nachdem die beiden ersten Versucbe, in die Schweiz zu gelangen, erfolglos waren, wurde von Menagglo aus ein dritter Versuch unternommen.

Um die Wachsamkeit der Deutschen abzulenken, machte der Duce den Deutschen klar, daß er sich allein mit der Petacci in ein Zimmer zurückziehen müsse, in das man nur über einen dem Haupteingang gegenüberliegenden Zugang gelangen konnte.

Aber kaum hatte er die Tür geöffnet, durch die er fliehen wollte, sah Mussolini sich Deutschen mit schußbereiten Waffen gegenüber. Wohl oder übel mußte er ihrer Aufforderung nachkommen, denn sie hatten Befebl, Mussolini lebend nach Deutschland zu bringen oder tot in Italien zu lassen."

Soweit das Geständnis Bombaccis, der seine merkwürdige Treue zu Mussolini und dem sterbenden Faschismus kurz darauf mit dem Tode besiegelt hat.

Aber kehren wir zum Hotel Miravalle zurück.

So nach und nach treffen jetzt auch die übrigen faschistischen Würdenträger ein.

Ihre Flucht in die Schweiz ist mißglückt. Die Schweizer haben sie nicht über die Grenze gelassen.

Wie die Rohrspatzen schimpfen sie über die Schweizer, die plötzlich ihre jahrhundertealten Grundsätze von Gastlichkeit und Hilfsbereitschaft gegenüber armen Flüchtlingen vergessen zu haben scheinen.

Auch Mussolini stimmt in dieses Geschimpfe ein. Wütend wirft er eine dicke Ledermappe auf den Tisch. Sie enthält die schriftlichen Abmachungen, die sein Außenminister mit dem Schweizer Geschäftsträger Trondler getroffen hat, und denen zufolge er jederzeit in der Schweiz ein Asyl finden sollte.

Eifersucht bis zum Tod

Im Gefolge Mussolinis fällt ein junges, blondes, sehr schönes Mädchen auf. Selbst die größten Casanovas unter den Bonzen behandeln sie mit Hochachtung und verkneifen sich ihre schmutzigen Witze, wenn sie in der Nähe ist. Das Mädchen war schon in Mailand zur Kolonne Mussolini gestoßen. Sie heißt Elena Curti Cucciati und ist die Tochter einer einstigen Geliebten des Duce.

Das scheint Claretta Petacci allerdings nicht zu wissen. Sie vermutet in dem blonden Mädchen eine neue Flamme des Duce.

Clarettas eifersüchtige Stimme dringt durch das offene Fenster in den weiten Garten. Die Grenzsoldaten lehnen sich aus den Fenstern und genießen das kostenlose Theater.

Ein Eifersuchtsdrama zwischen dem Duce und seiner Geliebten ... Fünf Minuten bevor alles zu Ende ist.

Bis Mussolini zum Fenster stürzt und es zuschlägt. Als er sich wieder der wütenden Claretta zuwenden will, bleibt er mit einem Fuß am Teppich hängen und fällt so unglücklich, daß sich an seinem Jochbein ein Bluterguß bildet.

Er ist todmüde, bis zum äußersten erschöpft. So empfängt er unbewegt die Nachricht, daß Marschall Graziani sich von der Kolonne abgesetzt hat, angeblich um in sein Hauptquartier zurückzukehren.

Apathisch stimmt er zu, als Ex-Minister Buffarini und Wirtschaftsminister

DIE LETZTEN 95 STUNDEN MUSSOLINIS

Tarchi seine Erlaubnis zu einem erneuten Grenzübertrittsversuch einholen.

15 Uhr.

Aus Mailand trifft Hauptsturmführer Kisnatt vom SD ein. Birzer ist heilfroh, weil er nun jemanden hat, mit dem er sich aussprechen kann.

Mussolini läßt den Hauptsturmführer sofort kommen, fragt ihn aus über die Fahrt.

Zwischen Como und Menaggio hat Kisnatt nichts von Partisanen bemerkt. Jedenfalls ist er glatt durchgekommen. In Cernobbio sitzt noch immer General Leyers mit seinem mehrere hundert Mann starken deutsch-italienischen Rüstungs- und Kriegswirtschaftsstab.

Zum erstenmal seit Mailand glimmt ein Funke von Optimismus in dem geschlagenen Diktator auf. Einen Augenblick scheint es, als wolle er nach Como zurückfahren. Dann spricht er wieder von Pavolini und den dreitausend Schwarzhemden, die Pavolini ihm zu organisieren versprach. Wenn Kisnatt mit seinen drei Mann durchgekommen ist, dann werden es dreitausend Bewaffnete ja erst recht schaffen . . .

Hiobsbotschaften . . .

Mitten in diese Betrachtungen platzt eine alarmierende Nachricht. Buffarini und Wirtschaftsminister Tarchi sind auf der Fahrt zur Schweizer Grenze gefangengenommen worden. Der Polizeihauptmann Zanon, der die Minister als Dolmetscher begleitet hatte, berichtet:

Vor Porlezza wurden wir angehalten, von einem Zollsoldaten der Marine. Er gehörte einer Brigade an, die am Luganer See eingesetzt ist. Der Zollsoldat stand mitten auf der Straße, an sein Fahrrad gestützt, er trug ein Gewehr. Er näherte sich dem ersten Wagen, in dem Buffarini saß, und sagte laut:

„Fahren Sie ganz langsam weiter. Sie sind von Partisanen umgeben!"

Er deutete die Straße hinunter und sagte: „Schauen Sie genau hin, dann sehen Sie das schwere Maschinengewehr."

Dann kam er auf uns im zweiten Wagen zu. Ich sah, daß er auf seinem blauen Uniformkragen die Hoheitszeichen der Sozialen Republik Italien abgenommen und durch die normalen Sterne der Wehrmacht ersetzt hatte. Die Zoll-Truppen waren also zu den Partisanen übergegangen.

Ich machte vorsichtig die Wagentür auf und rollte mich hinaus in den Straßengraben, ebenso der Polizeioffizier neben mir. Der Zollsoldat bemerkte das nicht. Er fuhr dann vor den Wagen her auf die MG-Stellung zu . . .

Diese Nachricht macht Mussolini mobil. Er läßt Birzer rufen:

„Leutnant, hören Sie gut zu. Meine Freunde Buffarini und Tarchi sind bei San Pietro von Aufrührern gefangen worden. Sie müssen sie heraushauen, mit allen Ihren Leuten und mit allen Mitteln."

Was weiter geschah, hat Birzer berichtet:

„Ich wittere sofort eine Falle. Aber zum Schein gehe ich auf das Ersuchen des Duce ein.

Nach einer Weile kommt der Duce zu mir und fragt mich, wie weit meine Vorbereitungen sind. Ich lasse Handgranaten fertig machen und erkläre meinen Leuten so laut, daß er es hören muß, unseren Auftrag. Zum Schein entfernen wir uns einige hundert Meter vom Haus und warten ab.

Nach einer Stunde läßt mich der Duce suchen.

Müde sitzt er hinter einem kleinen, wackligen Schreibtisch und blättert nervös in einem Buch. Ich muß an seinen berühmten Riesenschreibtisch im Palazzo Venezia in Rom denken. Um Mussolini herum wie eine Schar verdatterter Hühner sein ganzes ihm noch verbliebenes Gefolge.

Eine lange Weile blickt Mussolini mich mit undefinierbarem Ausdruck an. Plötzlich macht er mit der Hand eine weitausladende Bewegung und sagt:

„Ich habe mir die Sache anders überlegt. Ich fahre nach Meran, und zwar sofort."

„Das ist unmöglich", entgegne ich. „Meine Männer haben in den letzten Tagen kaum geschlafen. Ich bitte, erst morgen früh zu fahren."

„Gut", erwidert Mussolini. „Dann fahren wir jetzt nach Menaggio zurück."

Bis ans Ende der Welt . . .

Mussolini scheint die Hoffnung, in die Schweiz zu entkommen, endgültig aufgegeben zu haben.

Er will nach Meran. Dort wimmelt es noch von deutschen Truppen. Man munkelt, die deutsche Führung will sich dort in der sogenannten „Alpenfestung" zum letzten Widerstand verschanzen. In Meran ist Mussolini zumindest vor seinen Landsleuten sicher.

Und wenn er den Amerikanern oder Engländern in die Hände fällt?

Sie werden ihn vor ein Kriegsverbrecher-Tribunal stellen. Aber umbringen werden sie ihn nicht. Davon ist Mussolini überzeugt.

Erst vor wenigen Tagen hatte er seinem Freund, dem Sozialisten Sylvestri, erklärt:

„Mein äußeres Schicksal ist mir völlig gleichgültig. Ob ich auf diese Art sterbe oder auf jene — für mich ist es ein und dasselbe. Am Gardasee (Mussolinis Regierungssitz seit Herbst 1943) habe ich die ganze Zeit sehnsüchtig auf die befreiende Bombe gewartet. Wenn die Sozialisten und das Befreiungskomitee mich nicht bald erschießen, werde ich überhaupt nicht mehr erschossen oder aufgehängt werden. Denn der Prozeß, den die Alliierten mir machen wollen, kann nicht mit einem Todesurteil enden. Die öffentliche Meinung der Welt würde sich dagegen empören . . ."

Wahrscheinlich war diese Prognose gar nicht so unsinnig. Gewiß, Mussolini hatte sein Volk in diesen Krieg gestürzt. Aber er hatte sich nicht Millionen Morde zuschulden kommen lassen wie Hitler. Außerdem hätte ein amerikanisches Tribunal auch auf die Meinung der sieben Millionen Italiener in den USA Rücksicht nehmen müssen . . .

Und noch eine zweite rettende Möglichkeit bietet sich Mussolini, während er in der *Villina Rachele* tatenlos über die nächsten Schritte nachbrütet:

Ihm wird gemeldet, daß ab 20 Uhr ein Fieseler-„Storch" auf einem Landeplatz bei Chiavenna für ihn bereitsteht. Schon einmal hat ein Flugzeug vom Typ Fieseler-„Storch" in seinem Leben eine entscheidende Rolle gespielt: Am 8. September 1943 hatte ein verwegenes Einsatzkommando der 1. Fallschirmjäger-Division unter Führung von Sturmbannführer Skorzeny ihn in einem „Storch" aus seinem Gefängnis auf dem 3000 m hohen Gran Sasso entführt . . .



Wie ein Museumsstück *wurde Mussolini von der SS bewacht. Dieses offizielle Pressebild, eines der letzten, wurde beim Besuch Rommels im Herbst 1943 gemacht. Von links: Feldmarschall Rommel, General von Rintelen, Mussolini, Botschafter Dr. Rahn und SS-Obergruppenführer Wolff.*

Um 19 Uhr bricht die Kolonne nach Menaggio auf. Die Straßen sind dunkel. Keine Menschenseele ist unterwegs. Ein feiner Sprühregen nieselt aus Wolken, die fast auf dem Boden aufliegen. Über den Häusern lastet die Angst. Die Gefahr ist fast greifbar, sie lauert im Dunkeln und kann jeden Augenblick aus den unwegsamen Berghängen hervorbrechen.

Vor der Unterkunft der Schwarzen Brigaden in Menaggio hält die Kolonne.

Mussolini steigt aus.

Eine schlanke Gestalt tritt aus dem Dunkel auf ihn zu. Es ist Pavolini, Parteisekretär, Parteidichter und Inspekteur der Schwarzhemden.

Er hebt die Hand zum Gruß und meldet:

„Duce, dreitausend Schwarzhemden stehen nur noch wenige Kilometer entfernt. Mit ihnen werden wir unangefochten ins Veltliner Tal kommen."

Noch ehe Mussolini etwas antworten kann, fällt Vezzalini, Präfekt von Novara, dem Parteisekretär wütend ins Wort:

„Schluß mit diesen Märchen!" schreit er. „Sagen Sie doch diesem Mann wenigstens einmal in Ihrem Leben die Wahrheit. Sagen Sie ihm, daß es weder dreitausend Schwarzhemden gibt noch tausend, noch fünfhundert ..."

„In ein paar Stunden werden Sie sehen, wer recht hat", sagt Pavolini kalt.

Mussolini hört den Schluß des Wortwechsels nicht mehr. Fröstelnd geht er in das kalte Gebäude.

Mitternacht.

Mussolini läßt Birzer rufen.

Später berichtet Birzer darüber:

Ich klopfe an und trete ein, ohne die Antwort abzuwarten. Mussolini hockt in sich zusammengesunken auf einem Stuhl wie ein Mensch in schweren Krämpfen. Die Uniformjacke ist aufgerissen, das zerknitterte schwarze Hemd weit offen.

Das flackernde Windlicht auf dem Tisch wirft unheimliche Schatten auf sein zermürbtes Gesicht, und seine Lippen murmeln unverständliche Worte.

Er macht den Eindruck eines Fieberkranken. Verfolgt ihn der Schatten des toten Sozialisten Giacomo Matteotti, den seine Totschläger gleich nach der Machtergreifung 1924 heimtückisch erdolcht hatten? Hört er die Stimmen der unzähligen Toten seines Volkes, die in Afrika, auf dem Balkan, in Rußland verblutet, verhungert, erfroren sind? Quälen ihn die Flüche der Eingekerkerten und Gefolterten? Ersteht vor seinen Augen das geknechtete Abessinien, das geplünderte Albanien, das hungernde Griechenland?

Als ich mich bemerkbar mache, braucht der Duce eine ganze Weile, bis er sich besinnt, wer vor ihm steht. Eine Morphium-Spritze auf dem Tisch verdeckt er rasch mit einem Blatt Papier. Hastig stürzt er ein Glas Cognac hinunter und fragt, ohne mich anzusehen:

„Wie stark ist Ihre Truppe?"

„Vierzig Mann, Duce", antworte ich. „Zu meinen zwanzig Leuten hat sich das zwanzig Mann starke Feldgendarmeriekommando von Menaggio geschlagen."

„Das ist nicht viel", sagt Mussolini ...

Kurz darauf hört man von draußen starkes Motorengeräusch. Birzer läuft hinaus, um zu erkunden, was los ist.

Draußen hält eine deutsche Flak-Einheit auf dem Marsch nach Norden. Ihr Führer, Oberleutnant Fallmeyer, ist rasch mit Birzer einig. Sie werden morgen früh gemeinsam den Marsch fortsetzen.

Birzer meldet das dem Duce, der vom Fenster aus zugeschaut hat.

Ein befriedigtes Lächeln huscht über sein Gesicht.

„Mit zweihundert Deutschen", sagt er, „komme ich bis ans Ende der Welt."

Der andere Morgen wird zeigen, wie recht er damit hat. Nur wird dieses Ende der Welt ein anderes sein als jenes, an das Mussolini denkt ...

Im nächsten Heft:

In der Falle



Fernseh Parade

Den Sportreportern des Fernsehens ist es zu einer lieben Gewohnheit geworden, nach einem Wettkampf gehobener Bedeutung, sei es zu Wasser, zu Lande oder auf dem Eis, die Athleten vor Mikrofon und Kamera zu holen. So geschieht es nach Schwimm- und Ruderwettkämpfen, nach Eishockey- und Fußballspielen. Natürlich wurde auch beim Treffen HSV — FC Burnley nicht darauf verzichtet. Da wird der Mittelstürmer gefragt: „Jetzt sagen Sie einmal, wie war denn das Spiel?" (Nicht nur der Reporter, sondern auch die Zuschauer hatten eben gesehen, wie das Spiel war.) „Ja", gesteht darauf der Mittelstürmer und nimmt seinen Mut zusammen, „das Spiel war ein sehr schönes Spiel." Weil diese Antwort so aufschlußreich war, muß noch der linke Läufer, der Rechtsaußen und einer vom sogenannten Innentrio etwas sagen. Es darf natürlich auch ein Verteidiger sein. Betreten blikken sie an der Kamera schräg vorbei. Denn was sollen sie schon sagen? Und so nehmen sie Zuflucht zu den gebrauchsfertigen Redensarten vom fairen, schnellen, harten, glücklichen Spiel. Diese Peinlichkeit sollte den Sportlern erspart werden. Das Rezept dazu: klügere Fragen.

★

Das Schulfernsehen wird weiterhin ein frommer Wunsch bleiben. Seit Monaten wurde darüber zwischen den westdeutschen Rundfunkintendanten und auch zwischen den Kultusministern der Länder debattiert. Das Karlsruher Fernsehurteil machte nun allen Diskussionen ein Ende. Jetzt müssen sich die Sender darauf vorbereiten, ein zweites Programm auf die Beine zu stellen. Das bedeutet für sie so viel zusätzliche Arbeit, daß sie für das Schulfernsehen keine Zeit mehr haben. Frühestens in zwei Jahren können wir wieder daran denken, heißt es. Das ist eine bittere Pille für die Lehrer, die darauf gewartet haben. Besonders in den Dorfschulen wäre das Schulfernsehen eine willkommene und sogar notwendige Hilfe gewesen. In Italien, Frankreich und England ist der Bildschirm-Unterricht bereits mit großem Erfolg eingeführt worden. In Schweden wurde kürzlich damit begonnen, und Österreich bereitet ihn vor.

★

Acht Monate sind seit dem Fernsehdebüt von Hildegard Knef vergangen. Damals spielte sie die unglücklich liebende Frau in Jean Cocteaus Einpersonenstück „Die geliebte Stimme". Sie wollte sich damit ihren auf der Leinwand verblichenen Ruhm zurückerobern, was aber nicht gelang. Nun nimmt die Knef einen neuen Anlauf. John Olden, Oberspielleiter des Hamburger Senders, hat sie für das Fernsehspiel „Golden Boy" von Clifford Odet verpflichtet. An dem Drehbuch wird derzeit noch geschrieben, die Proben beginnen im Mai.



Hildegard Knef — vom Film fast vergessen, im Fernsehen ein Star

Das bereits klassisch gewordene Musical „Kiss me Kate", dem Komponisten Cole Porter in Sternstunden aus der Feder geflossen, darf demnächst auch vor dem Deutschen Fernsehen fröhliche Urständ feiern. Am 28. Mai wird es in einer Spezial-TV-Inszenierung aus dem Düsseldorfer Apollo-Theater übertragen. Das Fernsehen hat die Absicht, uns mit einer veritablen Live-Sendung zu überraschen. Hut ab! In den Hauptrollen werden Hannelore Schroth, Olive Moorefield, Gerhard Riedmann und Harald Leipnitz durch die Braunsche Röhre gucken.

★

Ein Wiedersehen mit der Opernsängerin Sigrid Johanson gibt es am 29. April in der Fernsehrevue „Zwei Krawatten". Frau Johanson feierte im Berlin der dreißiger Jahre ihre Triumphe als Salome und Carmen. Dann heiratete sie den Grafen Manfred v. Richthofen und zog sich von der Opernbühne zurück. Ihr Mann — er starb bei Kriegsende — war ein entfernter Verwandter des „roten Kampffliegers" aus dem ersten Weltkrieg, der den gleichen Namen trug. „Es gibt noch 130 lebende Richthofen, die alle zusammengehören", sagt Frau Johanson. Erst seit 1952 bemüht sie sich, wieder den Anschluß an ihre unterbrochene Laufbahn zu finden. Jetzt sind allerdings Blues und Chansons ihre Stärke. Und damit stellt sie sich auch im Fernsehen vor.



Die singende Gräfin Richthofen

★



Der Karikaturenzeichner hat es leicht, er braucht nur abzupausen...

Vom Kellerkind zum Hochseeförster wechselte der Berliner Kabarettist Wolfgang Neuß über. Er benutzte eine elftägige Schiffsreise nach Nordafrika dazu, einen neuen Fernsehfilm zu drehen. „Den langersehnten deutschen Försterfilm in der herrlichen Landschaft des

Fernseh-Parade

blauen Meeres", sagt er. In laubgrüner Jägersuniform bringt er dabei die Passagiere der Luxusklasse durcheinander. Jetzt muß der Film noch synchronisiert werden.

★

Auf dem besten Weg zum Erfolg sind Tilla Hohenfels und ihr winziger Partner Mike Molto, die Fernsehmaus. Zweimal waren sie bisher mit ihrer Show auf unseren Bildschirmen zu sehen. Und sie fanden so viel Anklang, daß nun aus der Mike-Molto-Show eine Serie wird. Die dritte Sendung ist voraussichtlich am 15. Juni, und auch die vierte wurde bereits produziert. Die 24jährige Tilla ist gebürtige Wienerin und mit dem Kabarettisten Fred Weis verheiratet. Beide gehören zum Ensemble des Wiener Werkel. Dort begann Tilla vor sechs Jahren ihre Karriere als Anfängerin frisch von der Schauspielschule. Während eines Aufenthalts in München wurde sie vom Fernsehen entdeckt und als Partnerin für Mike Molto engagiert. Der Mäuserich ist eine Handpuppe. Die Stimme leiht ihm der Münchner Schauspieler Stefan Schnabel.

★

Fernwirkung des Karlsruher Urteils im Fernsehstreit: Auch in der Schweiz ging der Absatz an Geräten merklich zurück. Denn auch dort hat man — ob man's glaubt oder nicht — auf unser zweites Programm gewartet. Dabei haben die meisten Schweizer dank ihrer günstigen geographischen Lage bereits jetzt drei Programme zur Auswahl: das erste deutsche, das schweizerische und das französische. Wir wären schon mit zweien zufrieden . . .



Mike, die Fernsehmaus ist schon jetzt, nach zwei Sendungen, eine kleine Berühmtheit. Wiener Charme und italienische Phantasie teilen sich in der „Mike-Molto-Show" in die Ansage: die Kabarettistin Tilla Hohenfels und die Maus Mike.

TELE-Programm-Tip

Mittwoch, 5. April, 21 Uhr:
„Die Verlobung in St. Domingo", Fernsehoper in einem Akt von Winfried Zillig nach einer Novelle von Heinrich von Kleist. 1496 gründete Bartholomäus Kolumbus, ein Bruder des Entdeckers Amerikas, St. Domingo als erste Europäerstadt in der Neuen Welt. Immer wieder mußten sich die weißen Ansiedler in blutigen Kämpfen gegen die Eingeborenen behaupten — das ist der Hintergrund, vor dem diese Fernsehoper abrollt. St. Domingo heißt seit 1936 Ciudad Trujillo und ist die Hauptstadt der Dominikanischen Republik.

Donnerstag, 6. April, 20.20 Uhr:
„Auf den Spuren des Henkers." Peter Schier-Gribowsky und Carsten Diercks drehten nach einschlägigen Akten und Augenzeugen-Berichten einen Dokumentarbericht über das Leben des SS-Massenmörders Adolf Eichmann.

21.00 Uhr:
„Unerwartet verschied . . ." nannte Heinrich Fischer das Schauspiel des Iren Philip Mackie, das er ins Deutsche übersetzt und für das Fernsehen bearbeitet hat. Es ist die Geschichte einer Wochenend-Gesellschaft, bei der gleich am Anfang eine Teilnehmerin auf rätselhafte Weise stirbt. Agnes Fink stellt die Tote dar — und ist trotzdem bis zum überraschenden Ende auf dem Bildschirm zu sehen.

Freitag, 7. April, 20.20 Uhr:
„Die anderen Fronten" heißt die elfte Folge der Dokumentarserie „Das Dritte Reich". Im Mittelpunkt steht der Rußland-Feldzug bis Stalingrad.

Samstag, 8. April, 15.25 Uhr:
„Ein idealer Gatte." In diesem Spielfilm aus dem London des Jahres 1895 sehen wir Michael Wilding in der Hauptrolle. Im Privatleben ist Wilding als Ehemann nicht so erfolgreich gewesen. Er war Gatte Nummer zwei von Liz Taylor, die inzwischen zum viertenmal verheiratet ist. Jetzt soll mit seiner Hilfe das immer noch schwache Samstagnachmittag-Programm aufgehöhelt werden.

Sonntag, 9. April, 20.05 Uhr:
„100 000 Dollar Belohnung" — eine Kriminalkomödie mit internationalem Einschlag: Der Italiener Guglielmo Giannini hat sie geschrieben, ihre Handlung spielt in England und gedreht wurde sie in Deutschland. Mal sehen, was dabei herauskommt.

Montag, 10. April, 22.05 Uhr:
„Soldier, Soldier." Im Nachtprogramm, der neuen Einrichtung des Deutschen Fernsehens, sehen wir diesmal eine Aufzeichnung von BBC London in der Originalsprache. Der Soldat eines schottischen Füsilier-Regiments ist der Held dieser Geschichte, der mit viel Charme seine Mitmenschen um kleinere Beträge prellt.



Der dänische Filmstar Ann Smyrner spielt in „Unerwartet verschied" ein Starlet, das um jeden Preis Karriere machen will.

Neues aus der Technik

Die vollautomatische Garderobenfrau

Ohne menschliche Arbeitskraft arbeitet eine Garderobenraum-Anlage, die in Amerika gebaut wird. Kleiderhaken an einem motorgetriebenen endlosen Band wandern langsam an einem Schalterfenster vorbei. Der jeweilige Gast hängt seinen Mantel auf den Haken und erhält aus einem Automatenschlitz nach Einwurf einer Münze eine zu dem betreffenden Haken gehörende Metallmarke. Will er seinen Mantel zurückhaben, so steckt er die Metallmarke in einen Kontrollschlitz. Ein elektrischer Impuls bewegt einen Tragarm, der den gewünschten Mantel vom endlosen Band abnimmt und zum Schalterfenster transportiert. Die Anlage ist diebstahlsicher, weil die Garderobenstücke nur gegen die zugehörige Metallmarke vom entsprechenden Haken „ausgeliefert" werden. Bei Mißbrauch ertönt ein Alarmsignal.

Geradezu sensationell ist die Klebkraft eines neuen Bindemittels: Eine mit einem einzigen Tropfen dieses Klebstoffs benetzte Stelle von rund fünf Zentimeter Durchmesser wäre in der Lage, ein Auto mit drei Personen zu halten. Das neue Material geht rasche und feste Bindungen mit den verschiedensten Werkstoffen ein. Bereits leichtes Anpressen löst eine sogenannte Polymerisations-Reaktion aus. Der Klebstoff muß aufgesprüht werden. Die Stabilität gegenüber Hitze reicht bis etwa einhundertfünfundsechzig Grad.

Dünner als ein Frauenhaar ist das dünnste Metall-Röhrchen der Welt, das von einer britischen Firma soeben hergestellt wurde. Der Durchmesser beträgt ein Viertel des menschlichen Haares, die lichte Weite 0,00254 Millimeter. Zur Herstellung dieses Metallröhrchens wird so wenig Material gebraucht, daß eine einzige Tonne ausreichen würde, um ein Seil zwischen Erde und Mond zu ziehen.

Zum Schutz gegen Überfälle gibt es neuerdings ein Gerät, das aus biegsamem Kunststoff besteht. Man kann es bequem in der Hand verbergen. Drückt man dieses Gerät zusammen, so spritzt in weitem Bogen eine Flüssigkeit auf den Angreifer, die ähnlich wirkt wie Tränengas. Außerdem ist die rotviolette Flüssigkeit durch Waschen kaum von der Haut zu entfernen. Auch später hinterläßt die Substanz noch wochenlang unsichtbare Spuren, die im Fluoreszenzlicht aufleuchten.

Als Tischgerät kann ein neuer Geschirr-Spülautomat benutzt werden. Der Automat faßt vierundzwanzig Teller, zwölf Tassen oder Gläser sowie Messer, Löffel, Gabeln und Küchenbestecke, wie sie zu einer vollen Mahlzeit gebraucht werden. Der Automat arbeitet mit eingebauter Heizung in drei Wasch- und Spülgängen. Nachträgliches Abtrocknen ist nicht erforderlich. Der Anschluß erfolgt am normalen Lichtnetz und an der üblichen Wasserleitung. ●



Ein Roman zweier Generationen
Von Victoria Wolff

Der Mann zwischen zwei Frauen — das war Professor Gutbrodt, der berühmte Herzspezialist. Er liebte Margot Cornelius, die Besitzerin einer großen chemischen Fabrik. Er wollte sie heiraten. Zugleich aber konnte er nicht nein sagen, als Carla, Margots achtzehnjährige Tochter, sich in ihn verliebte. Eine unheilvolle Verstrickung, die tödlich endete: durch eine Kugel, die Professor Gutbrodt traf. Wer aber hat geschossen? Der aufsehenerregende Prozeß gegen Carla soll es klären. Drei Tage dauert die Verhandlung schon an — aber noch immer ist das Geheimnis der fraglichen Nacht in Dunkel gehüllt.

Die große dunkelblaue Limousine der Cornelius-Werke stoppte vor dem hohen Portal des Gerichtsgebäudes. Der blaulivrierte Chauffeur öffnete Margot Cornelius den Wagenschlag und half ihr beim Aussteigen.

„Soll ich Sie nicht bis nach oben bringen, gnädige Frau?"

„Danke, Friedrich. Es geht schon."

Einen Augenblick lang blieb sie stehen. Ihr Blick wanderte an der mächtigen grauroten Fassade des Gebäudes hinauf.

Sie fühlte sich noch sehr elend.

Seit ihrem Zusammenbruch am zweiten Verhandlungstag hatte Margot Cornelius zu Hause gelegen — aber Ruhe hatte sie nicht gefunden. Wie sollte sie auch, wo doch jeder Gedanke von ihr bei ihrer Tochter war, bei diesem fürchterlichen Prozeß, der so grausam jene Dinge ans Licht zerrte, die sie bisher als ihr alleiniges, tiefstes Geheimnis gehütet hatte.

Sie konnte nicht länger zu Hause bleiben, untätig, nur ihren Gedanken und Erinnerungen, ihren Ängsten und Zweifeln ausgeliefert. Sie hielt es einfach nicht mehr aus. Sie mußte ihre Aussage fortsetzen, so schnell wie möglich. Nur so konnte sie Carla helfen.

Neugierige Blicke trafen sie, als sie die breite Rundtreppe zum Schwurgerichtssaal im ersten Stock hinaufstieg. Das Publikum, das sich auch heute wieder zur Verhandlung drängte, kannte die Mutter der Angeklagten. Man hatte das Bild dieser schlanken, noch immer schönen Frau in den Zeitungen gesehen — man hatte ihren Zusammenbruch vor den Schranken des Gerichts miterlebt.

Der Verteidiger war am Ende seiner Geduld. „Zum Teufel, Carla, wer hat nun eigentlich geschossen: der Professor? Sie? Oder — Ihre Mutter?"

Zeichnung: LOTAR WENDT

Zu dieser Blume gehören natürlich Vase und Wasser, um ihre Schönheit lange zu erhalten. Genauso selbstverständlich bedarf ein Automobil einer entsprechenden Pflege. Darum legt die Daimler-Benz AG auf die Qualität ihres Kundendienstes - den sie ständig erweitert und verbessert - das gleiche Gewicht wie auf die Qualität ihrer Produkte. Denn Ihr wertvoller Mercedes-Benz und unser werterhaltender Kundendienst gehören zusammen.



Keine Schulter zum Weinen

Margot fühlte die Blicke fast körperlich-schmerzhaft. Sie biß die Zähne zusammen. Durch ... dachte sie. Ich muß durch! Nur nicht schwach werden ...

Und sie wurde nicht schwach.

Als der Vorsitzende sie hereinholen ließ, stand sie völlig ruhig am Zeugentisch. Sogar den angebotenen Stuhl wies sie zurück, als wollte sie beweisen, daß sie ganz da war. Für Carla. Für ihr Kind. Endlich war sie wirklich da für sie. Der Himmel mochte geben, daß es nicht schon zu spät war . . .

Der Vorsitzende betrachtete sie mit Anteilnahme.

Das flaschengrüne Kostüm mit dem Persianerbesatz und die dazu passende kleine Filzkappe unterstrichen die Blässe ihrer Haut. Sie sah so schmal und hilfsbedürftig aus, daß er fragte:

„Wollen Sie sich nicht doch lieber setzen, Frau Cornelius?"

„Danke, Herr Vorsitzender." Sie blieb stehen und wandte nur kurz den Kopf zur Anklagebank, wo ihre Tochter saß. Ihre Augen begegneten einander — nicht fremd und feindselig wie zu Beginn des Prozesses, sondern in einem kurzen Blick der Zusammengehörigkeit, der mehr sagte als hundert Worte.

Der Vorsitzende räusperte sich.

„Ich möchte Sie bitten, Zeugin, mir so eingehend wie möglich die Vorgänge jener Nacht zu schildern, in der Professor Gutbrodt den Tod fand."

Margot Cornelius stützte die Rechte auf den Zeugentisch, als suche sie einen Halt. Ihre Stimme war leise, aber klar, als sie begann:

„Professor Gutbrodt hatte mich in der Fabrik angerufen. Überraschend. Er bat mich, mit ihm zu Abend zu essen. Wir trafen uns im Fürstenkeller —"

Ganz ruhig erzählte sie, fast sachlich — niemand merkte ihr die Gefühle an, die ihr Herz bewegten.

Der Fürstenkeller ...

Schon oft hatten sie sich dort getroffen. Aber an diesem Abend war es anders gewesen als sonst. Noch nie, seit ihrer nächtlichen Auseinandersetzung in dem französischen Hotel, hatte Gutbrodt so gedrängt ...

„Margy, Liebe — mir ist heute ein ausgezeichneter Gedanke gekommen: Zu Weihnachten heiraten wir."

„Weihnachten schon? Das kommt ein bißchen plötzlich —"

„Ich mag nicht länger warten. Hab' einfach keine Lust mehr. Morgen bestelle ich unser Aufgebot."

Sie schwieg, blickte vor sich hin.

Gutbrodt sah sie erstaunt an.

„Na hör mal, ich habe das Gefühl, du bist nicht gerade hell begeistert. Freust du dich denn nicht?"

„Doch —"

„Und?" fragte er ungeduldig.

„Kein und."

„Irgendwas ist doch mit dir los. Ich spüre es. Willst du mich denn nicht heiraten?"

„Aber natürlich will ich. Nur so überraschend —"

„Überraschend? Wir haben doch schon in Frankreich darüber gesprochen."

„Carla weiß noch gar nichts davon."

„Immer Carla! Carla oder deine Fabrik! Und wir beide, frage ich dich? Du und ich? An uns denkst du überhaupt nicht? An mich?"

Sie legte die Hand auf seinen Arm.

„Natürlich denke ich an dich. Nur ... für Carla wird es sehr schwer sein. Sie rechnet so fest damit, jetzt bei mir zu bleiben —"

„Glaubst du wirklich? Ach, Margy — du hättest längst mit ihr sprechen sollen. Es war ein großer Fehler, daß du es nicht sofort in Paris getan hast. Du hättest sie gleich vor die vollendete Tatsache stellen sollen."

„Ein Fehler? Wie meinst du das?"

Er antwortete nicht. Er winkte dem

Kellner und bestellte eine Flasche Sekt. Dann sagte er:

„Es war ein Fehler, weil es für deine Tochter leichter gewesen wäre, sich gleich von Anfang an auf die neue Situation einzustellen. Ich hätte damals nicht nachgeben dürfen."

„Aber Curt, du weißt doch, daß ich Rücksicht auf Carla nehmen muß."

„Glaubst du, daß sie Rücksicht auf dich nimmt?"

„Du bist ungerecht. Du hast etwas gegen Carla. Sie braucht mich."

„Deine Tochter braucht dich?" Er lachte ein ungutes Lachen. „Diesen Eindruck habe ich nicht. Sie ist ein sehr selbständiger Mensch. Ich an deiner Stelle würde sie ins Ausland schicken, statt hier in die Handels- oder Sprachenschule. Nach Paris zum Beispiel. Dort wird sie am schnellsten —"

Der Kellner brachte den Kühler mit der Sektflasche, öffnete sie und füllte die Kelchgläser. Gutbrodt fuhr sich mit



der Hand über die Stirn, als wollte er seine Gedanken wegwischen.

„Ach, Margy — reden wir nicht mehr von Carla. Reden wir von uns. Von dir und mir. Trinken wir auf unsere Zukunft!" Er hob ihr sein Glas entgegen.

Irgendwie kam er ihr verändert vor: nervös, fast hektisch. Er trank sehr schnell, ließ eine zweite Flasche kommen, und wenn Margot nicht protestiert hätte, so hätte er noch eine dritte bestellt.

Als sie aufbrachen, zog er sie im Taxi an sich. „Komm mit zu mir."

Margot schüttelte den Kopf. Sie hatte einen Tag voll angestrengter Arbeit hinter sich und war müde. Doch es war nicht die Müdigkeit allein, die sie hinderte, seinem Wunsch nachzugeben. Vielleicht war sie wirklich eine Spießbürgerin — aber für sie war es etwas anderes, ob sie zusammen durch Frankreich reisten — oder ob sie hier nachts zu ihm kam — in sein Haus, wo seine Nachbarn sie sehen konnten, seine Haushälterin.

„Wir könnten übers Wochenende wegfahren —" schlug sie zögernd vor.

Er ließ sie los.

„Wie du meinst." Er gab dem Fahrer ihre Adresse. Schweigend lehnte er sich in seine Ecke.

Manchmal können Männer sich wirklich wie Kinder benehmen, dachte sie. Und um ihn zu versöhnen, schlug sie vor, noch einen Mokka bei ihr zu trinken.

Er stieg mit ihr aus. Das Haus lag still und dunkel da. Sie schloß auf.

In der Garderobe half Gutbrodt ihr aus dem Mantel.

Der Spiegel gab das Bild wieder: Margot in ihrem pailletteglitzernden Pariser Cocktailkleid, das so gut zu ihrer Blondheit paßte — und daneben der große Mann mit dem gebräunten Gesicht und den graumelierten Haaren.

Ihre Blicke begegneten einander im Spiegel — ihre tiefblauen Augen seinen faszinierenden stahlgrauen. Noch nie hatte sie diesen Augen widerstehen können.

Sie sah, wie seine Hände nach ihrem Jäckchen griffen, es ihr langsam abstreiften, ihre nackten Schultern berührten . . .

Schnell machte sie sich los.

„Ich bin gleich wieder da. Ich will mir nur rasch die Haare richten."

Er hielt noch ihr Jäckchen in der Hand, als sie schon die Treppe hinauflief.

★

„Ich saß gerade an meinem Toilettetisch und kämmte mich", sagte die Zeugin Margot Cornelius. So leise sie auch sprach — in der völligen Stille des Gerichtssaals ging kein Wort verloren. „Ich kämmte mich . . . als er . . . als er plötzlich unter der Tür stand. Ich erschrak. Er . . . hier in meinem Schlafzimmer . . ."

„Und wie verhielten Sie sich?" fragte der Vorsitzende.

„Ich . . . ich bat ihn, unten auf mich zu warten. Ich hatte Angst, meine Tochter könnte nach Hause kommen . . . könnte ihn hier sehen . . ."

„Und Professor Gutbrodt?"

„Er . . . er wollte nicht gehen. Er war mit einemmal so verändert. Ich kannte ihn gar nicht wieder. Er . . . packte . . . mich." Sie blickte zu Boden. Ihre Hände schlossen und öffneten sich. „Er war wie von Sinnen", sagte sie — so leise, daß der Vorsitzende sich zu ihr beugen mußte, um sie zu verstehen. „Ich wehrte mich . . . wehrte mich verzweifelt . . . Und dann . . . dann war plötzlich Carla da . . . Sie schrie etwas . . ."

„Erinnern Sie sich, was Ihre Tochter schrie?"

Noch immer blickte Margot Cornelius zu Boden.

„Sie schrie: ‚Laß Mama los!' oder so etwas Ähnliches. Herr Vorsitzender, ich war wie betäubt. Von seiner Tochter in einer solchen Situation überrascht zu werden —" Sie stockte, schloß sekundenlang die Augen. Dann ließ sie sich auf den Stuhl fallen.

„Wir können eine Pause machen, Frau Cornelius."

„Nein, danke." Sie blickte vor sich hin, als hole sie von irgendwo, Bild um Bild, die Vergangenheit zurück.

„Die Pistole . . ." sagte sie dann. „Plötzlich hatte Carla die Pistole in der Hand."

„Wer hatte die Pistole zuerst in der Hand: Ihre Tochter oder Professor Gutbrodt."

„Ich . . . ich weiß es nicht, Herr Vorsitzender, wer die Pistole auch zuerst in der Hand gehabt haben mag: schuld bin nur ich. Ich allein. Ich habe als Mutter versagt. Und in dieser Stunde hat es sich gerächt, grauenhaft gerächt . . ." So sehr sie sich bemühte, das Schluchzen zu unterdrücken, jetzt erstickte es ihre Stimme.

„Bitte beruhigen Sie sich, Frau Cornelius. Es geht hier nur um die *tatsächlichen Vorgänge* jener Nacht — nicht um Vorwürfe, die Sie sich heute machen. Ihre Tochter hatte also geschrien. ‚Laß Mama los!' hatte sie geschrien — sonst nichts?"

Margots Hände verkrampften sich ineinander. „Doch . . ."

Der Vorsitzende ließ ihr Zeit.

Sie atmete tief. Durchstehen . . . sie mußte auch dies noch durchstehen . . .

„Furchtbare Dinge . . ." Ihre Stimme war nur noch ein Hauch. „Daß . . . daß der Professor . . . daß er ihr Geliebter . . . ach, ich weiß nicht, was noch alles . . ."

„Und Sie? Was taten Sie?"

„Ich . . . ich war wie betäubt. Diese entsetzliche Szene . . . Und daß sie mich so grausam betrogen hatten . . . Beide . . ." Sie preßte die Hände an die Schläfen. „Dann . . . dann ging alles rasend schnell . . . Carla und der Professor . . . sie rangen miteinander . . . Ich wollte mich dazwischenwerfen . . . Der Schuß . . ." Sie schlug die Hände vors Gesicht.

„Wer hat geschossen, Frau Cornelius?"

„Ich weiß es nicht . . ." stöhnte sie. „Der Himmel ist mein Zeuge: Ich weiß es nicht."

„Beruhigen Sie sich, Frau Cornelius. Bitte überlegen Sie ganz ruhig: Wer hatte die Waffe in der Hand?"

„Carla. Aber der Professor hat sie auch in der Hand gehabt."

„Und wer hat geschossen?"

„Ich weiß es nicht! So glauben Sie mir doch!"

„Sie müssen doch wissen, wer abgedrückt hat?"

„Nein!" Sie schrie es. „Nein!"

Der Oberstaatsanwalt meldete sich. ➡

Keine Schulter zum Weinen

„Herr Vorsitzender, ich möchte eine Frage an die Zeugin stellen."

„Bitte."

„Zeugin Cornelius: Sie erinnern sich nicht genau, was in den entscheidenden Minuten gesprochen wurde. Sie erinnern sich nicht, wer geschossen hat. An was, wenn ich fragen darf, erinnern Sie sich eigentlich?"

Margot wandte den Kopf. Die dicken, goldgeränderten Brillengläser des Oberstaatsanwalts glitzerten sie böse an. Hilflos hob sie die Hand, wollte etwas sagen — aber da kam ihr eine Stimme aus dem Zuschauerraum zuvor.

„Sie selber hat geschossen!" Eine grelle, hysterische Frauenstimme. „Alles ist nur Komödie! Sie hat's getan!"

„Ruhe!" donnerte der Vorsitzende, aber er kam nicht an gegen das einsetzende Gewirr von Stimmen.

Er stand auf.

„Die Sitzung wird für eine halbe Stunde unterbrochen." Gefolgt von Beisitzern und Schöffen verließ er den Saal.

★

Im gleichen Augenblick, als sich die getäfelte Tür hinter dem Gericht schloß, sprang Carla Cornelius von der Anklagebank auf.

„Ich will zu meiner Mutter!" Sie versuchte, den Wachtmeister, der sie zu begleiten hatte, zur Seite zu schieben. „So lassen Sie mich doch für eine Minute zu meiner Mutter!"

Aber der Wachtmeister schüttelte den Kopf. Und als sie sich weiter sträubte, griff er nach ihrem Arm und zog sie ruhig, aber bestimmt die zwei Stufen zum Ausgang für Angeklagte hinauf.

Margot war in die Höhe gefahren. Sie machte ein paar Schritte, taumelte. Da war der Verteidiger auch schon an ihrer Seite.

„Es hat keinen Sinn, gnädige Frau. Sie können Ihre Tochter jetzt nicht sprechen. Aber ich muß Sie sprechen."

Er bot ihr seinen Arm. Behutsam, vorsichtig führte er sie hinaus, an den gaffenden Zuschauern vorbei ins Anwaltszimmer.

„Meine liebe gnädige Frau — hätten Sie nur früher, zu mir, so offen über alles gesprochen! Würde sich nur Ihre Tochter mir endlich rückhaltlos anvertrauen! So wie Sie jetzt eben die Ereignisse dieser Nacht geschildert haben, bekommt doch alles ein neues Gesicht."

Müde sah Margot zu ihm auf.

„Sie . . . Sie meinen auch . . . ich hätte . . ."

Er blieb vor ihr stehen, breit, wuchtig.

„Vergessen Sie den albernen Zwischenruf. Nein — ich meine etwas ganz anderes. Versetzen Sie sich doch einmal in die Lage von Professor Gutbrodt: Der Mann zwischen zwei Frauen. In diesem Fall noch erschwerend, daß die beiden Frauen Mutter und Tochter sind. An diesem Abend nun hat er sich entschieden. Für Sie, für die Mutter. Noch mehr, er hat Ihre moralischen Bedenken überrumpelt. Hat Sie zwingen wollen, ihm zu gehören. Und ausgerechnet an diesem Abend tritt Ihre Tochter dazwischen, schreit Ihnen die Wahrheit ins Gesicht. Was für eine Situation! Für Sie — aber auch für ihn, den Mann! Wie muß er sich geschämt haben vor Ihnen — wie muß er Ihre Tochter gehaßt haben in diesem Moment!"

Margots Augen wirkten fast schwarz, so weiß war ihr Gesicht.

„Sie wollen damit sagen —"

„— daß der Professor geschossen hat! Ja."

„Das ist doch unmöglich."

„Unmöglich? Im Gegenteil. War er nicht der einzige, der wirklich Grund dazu hatte? Er liebte Sie. Aber er war nicht stark genug, nein zu sagen, als er merkte, daß Ihre Tochter sich in ihn verliebt hatte. Und da wurde er nicht mehr fertig mit seinem schlechten Ge-

wissen, seinen Schuldgefühlen und seiner Verzweiflung."

„Ich ... ich glaube nicht ..."

Die Augen unter den buschigen Brauen sahen sie fest an, beschwörend, hypnotisierend fast:

„Nur so kann es gewesen sein. Gutbrodt wußte keinen Ausweg mehr. Oder nur noch einen Ausweg: die Kugel. Die Kugel für sich selbst."

Margot stand auf. Sie ging zum Fenster und lehnte die Stirn an das Glas. Ihre Schultern zuckten. Lange stand sie so da. Endlich drehte sie sich um:

„Doktor, Sie sind ein hervorragender Anwalt. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie Carla beraten. Sie werden ihr helfen — davon bin ich überzeugt. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, ob Sie recht haben. Beim besten Willen nicht. Vielleicht war es wirklich so — vielleicht nicht. Ich weiß es nicht."

Sie ließ sich wieder auf den Stuhl fallen und schloß die Augen. Sie war müde. Müde und ohne Hoffnung.

Diese Weiber ... dachte Dr. Fuchs. Bis zum letzten Herbst. Damals, als er aus dem Urlaub zurückkam, schien er irgendwie verändert. Verjüngt, möchte ich fast sagen. Als ich ihm zu seinem guten Aussehen gratulierte, sagte er: ‚Kunststück, mir geht es auch gut. Ich werde bald wieder heiraten. Endlich habe ich die richtige Frau gefunden' — oder so ähnlich."

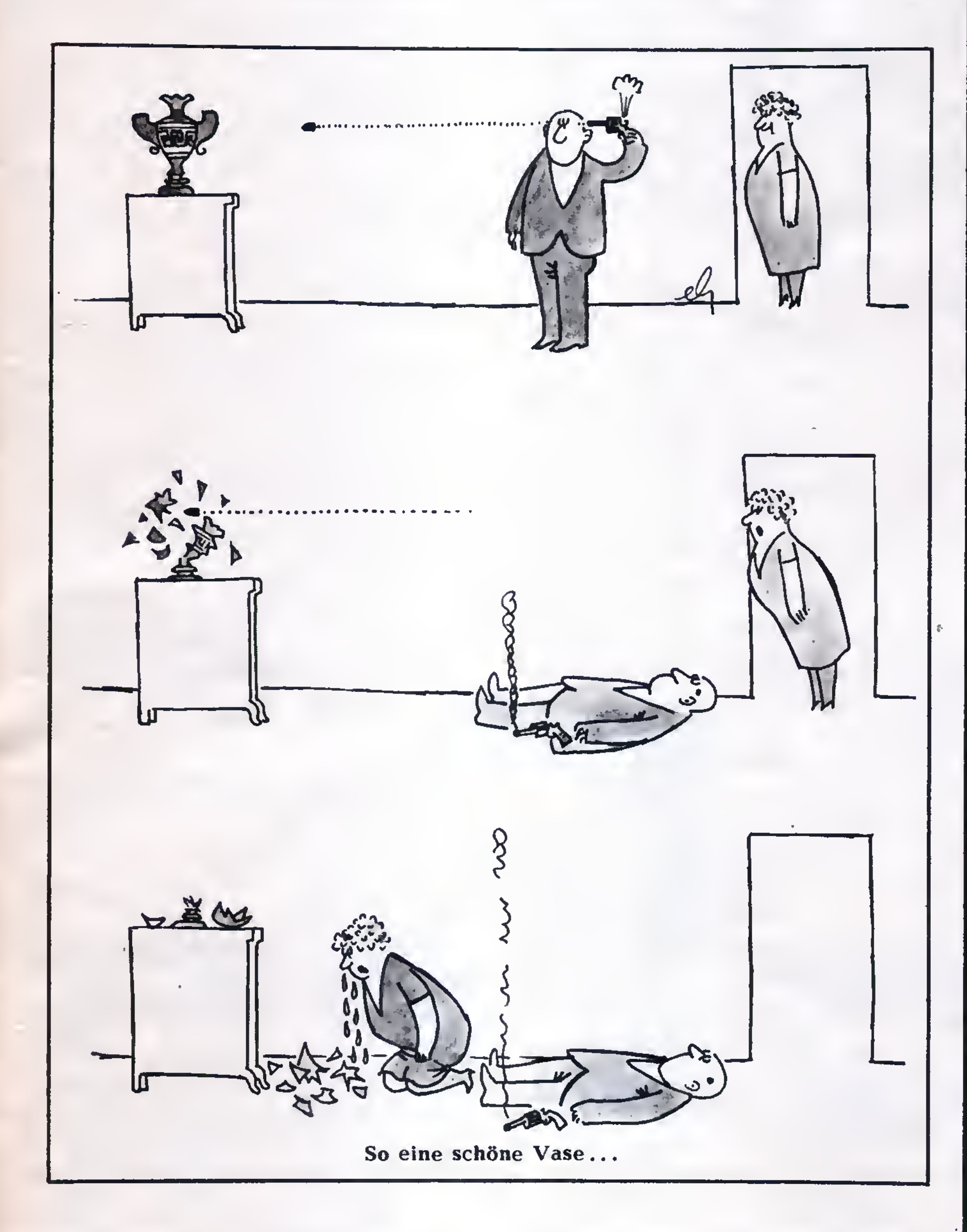
„Kamen Sie öfters in die Sprechstunde des Professors?"

„Anfangs zweimal in der Woche. Später so alle drei bis vier Wochen."

„Und Sie fanden ihn immer so ‚verjüngt', wie Sie es nennen?"

Das nervös-angespannte Gesicht des Zeugen wurde nachdenklich.

„Eigentlich nicht. Ich erinnere mich an einen Besuch Anfang Dezember. Damals hatten wir eine längere Unterhaltung über die moderne Jugend. Ich habe eine siebzehnjährige Tochter, die heiraten wollte. Meine Frau und ich waren dagegen. Das erzählte ich dem Professor. Ich hatte das Gefühl, daß er sehr lange überlegte. Endlich sagte er so etwas


So eine schöne Vase ...

Diese verdammten Weiber. Alles müssen sie komplizieren. Die Verteidigung in einem soliden Raubmord ist mir doch erheblich lieber. Da weiß man wenigstens, woran man ist.

★

Der erste der beiden Zeugen, die nach der Pause aufgerufen wurden, hieß Udo Hoffmann. Er war Bankprokurist, vierundvierzig Jahre alt und einer der zwei Menschen, mit denen der Professor gesprochen hatte, ehe er sich an jenem verhängnisvollen Abend mit Margot Cornelius im Fürstenkeller traf.

„Sie waren Patient von Professor Curt Gutbrodt?" fragte der Vorsitzende.

„Ja. Seit etwas über einem Jahr. Ich bin sehr überlastet in meinem Beruf, und mein Herz ist nicht in Ordnung. Professor Gutbrodt hat mir ausgezeichnet geholfen. Ich hatte uneingeschränktes Vertrauen zu ihm."

„Sind Sie ihm auch menschlich nähergekommen?"

„Sie meinen, ob ich seine privaten Verhältnisse kannte? Ein wenig. Er war ein vielbeschäftigter Arzt, der ganz in seinem Beruf aufging. Man hatte das Gefühl, daß er kaum ein Privatleben hatte. wie: ‚Die Jugend von heute ist sehr selbstbewußt, sehr egoistisch. Man hat es schwer mit ihr — wie man es auch macht, man macht es falsch.' Ich wunderte mich noch über seine Worte, weil er doch keine Kinder hatte."

„Und wann haben Sie ihn dann wieder aufgesucht?"

„Erst wieder am 17. Dezember. Am Tag des Mor ... des Unglücks."

„Wie fanden Sie ihn da?"

„Verändert. Man könnte fast sagen: verstört. Ich erzählte ihm, daß wir unsere Tochter nun doch heiraten lassen würden — aber er hörte gar nicht zu. Dann fragte ich, ob ich meine Tabletten weiter nehmen solle, und er sagte: ‚Nein, nein. Das heißt, ja, natürlich nehmen Sie sie weiter.' — ‚Und wenn ich mit der Packung fertig bin?' fragte ich. Und da sagte er etwas ganz Merkwürdiges. ‚Ja, wenn Sie fertig sind —' sagte er. ‚Herr Hoffmann, das ist ein seltsamer Zustand, wenn man fertig ist. Am Ende. Wenn man nicht weiß, was man tut —' Er muß dann wohl gemerkt haben, wie erstaunt ich ihn ansah, denn er sagte schnell: ‚Entschuldigen Sie, ich habe den Kopf ein bißchen voll. Sehr viel Arbeit, wissen Sie.' Und da wollte ich ihn auch

Keine Schulter zum Weinen

nicht weiter stören und bin gleich gegangen."

„Das waren also die letzten Worte, die Sie mit dem Professor gewechselt haben?"

„Ja."

„Ich danke Ihnen, Herr Hoffmann." Ein Blick in die Runde zu Verteidiger und Oberstaatsanwalt. „Noch Fragen, meine Herren?" Und als beide den Kopf schüttelten: „Dann wollen wir den Zeugen Egelhoff hören."

Der Steuerberater Egelhoff kam herein, ein rundlicher Mann, dem man seine fünfundfünfzig Jahre nicht ansah — wohl aber seinen Hang zu gutem Essen und Trinken.

„Herr Egelhoff, Sie waren der letzte Patient, der am Nachmittag des 17. Dezember die Praxis von Professor Gutbrodt verließ?"

„Stimmt und stimmt auch wieder nicht. Ich war der Letzte — aber nicht der letzte Patient. Ich kam wegen einer Steuergeschichte. Ich habe alle Steuersachen für den Professor erledigt. Ein Bankauszug stimmte nicht mit den Scheckunterlagen überein, deshalb kam ich."

„Und Sie sprachen dann mit ihm darüber?"

„Nein. Er wollte nicht. ‚Ach, Sie sind's, Egelhoff', sagte er. ‚Müssen Sie denn ausgerechnet heute kommen?' — ‚Aber wir waren doch für heute verabredet, Herr Professor', sagte ich. — Darauf er: ‚Hab' ich total vergessen. Ist ja auch ganz unwichtig, ob die Bücher und die Bankauszüge stimmen. Es stimmen ganz andere Dinge nicht in dieser verdammten Welt!'"

„Das sagte er? Hat er früher auch schon ähnliche Äußerungen getan?"

„Nie. Er war immer korrekt, immer genau. ‚Ärger gehabt, Herr Professor?' fragte ich. — ‚Ärger!' wiederholte er. ‚Wenn's nur das wäre. Aber ich hab' es satt. Alles hab' ich satt. Alles möcht' ich hinschmeißen.' — ‚Na, na, Herr Professor', sagte ich. ‚So kenn' ich Sie ja gar nicht. Paßt gar nicht zu Ihnen.' — Da packte er mich bei den Schultern. ‚Was paßt denn schon zu mir, Egelhoff? Sagen Sie's mir. Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht mehr.' Richtig durcheinander war er."

„Und was geschah dann?"

Der rundliche Herr Egelhoff fuhr sich mit einem Batisttuch über die Stirn.

„Ich wollte mich verabschieden. ‚Komm ich eben ein andermal wieder, Herr Professor', sagte ich. ‚Wir müssen die Geschichte nur vor dem ersten Januar in Ordnung haben.' — Da wurde er immer merkwürdiger. ‚Wer weiß, wo ich am ersten Januar bin', sagte er ‚Vielleicht gibt's dann gar keinen berühmten Professor Gutbrodt mehr —' Und ich wurde böse und sagte: ‚Versündigen Sie sich nicht, Herr Professor. Ein Mann wie Sie, angesehen, vermögend, in geordneten Verhältnissen — und führt solche Reden!' Er gab mir keine Antwort. Aber dann fragte er plötzlich: ‚Sagen Sie, Egelhoff, haben Sie in Ihrem Leben schon einmal etwas bereut? Ich meine: richtig bereut? Tief bereut?' — Nun mußte ich lachen. ‚Und ob, Herr Professor', hab' ich gesagt. ‚Jeder Mensch hat doch mal was zu bereuen. Das gibt dann ein paar unangenehme Tage oder auch Wochen, aber danach ist es wieder vorbei.' — ‚Vorbei ...' sagte er, und dabei sah er mich so sonderbar an. ‚Sie sind ein beneidenswerter Mensch, Egelhoff. Ich fürchte, es gibt Dinge, die sind nie vorbei ...' Und immer dieser sonderbare Blick, Herr Vorsitzender!"

„Und danach?"

„Danach nahm ich ihn beim Arm und sagte: ‚Sie kommen jetzt mit mir, Herr Professor, einen trinken. Was Ihnen fehlt, ist Alkohol. Da vergehen alle dummen Gedanken.' Er war sofort einverstanden, und wir gingen zusammen los. Aber als wir dann auf der Straße standen, wollte er plötzlich nicht mehr. ‚Hat keinen Sinn, Egelhoff', sagte er. ‚Alkohol ist auch keine Lösung. Es gibt überhaupt keine Lösung.' Damit ließ er mich stehen und ging zu seinem Wagen."

„Und das waren die letzten Worte, die Sie von Professor Gutbrodt gehört haben?"

„Ja, Herr Vorsitzender. Am nächsten Tag hab' ich dann durch die Zeitung von seinem Tod erfahren."

„Danke, Herr Egelhoff. Noch Fragen an den Zeugen, meine Herren?"

Aber auch diesmal verzichteten Verteidiger und Oberstaatsanwalt. Dr. Fuchs wandte sich nach rechts, zur Zeugenbank, wo Margot Cornelius saß.

Sie sah schneeweiß aus. Hoffentlich kippt sie uns nicht noch einmal um, dachte der Anwalt. Man sollte sie wieder nach Hause schicken. Ihre Nerven halten diese Belastung niemals aus.

★

Carla Cornelius war zäher als ihre Mutter — und doch hatten die beiden Zeugenaussagen auch sie erschüttert.

Als sie ins Sprechzimmer geführt wurde, stürzte sie auf ihren Anwalt zu.

„Oh, Doktor: Keiner von uns hat gewußt, was für ein Mensch Curt *wirklich* war. Mutter nicht und ich auch nicht!"

„Carla, Sie haben den Zwischenruf heute vor der Pause gehört: Halten Sie es für möglich, daß Ihre Mutter geschossen hat?"

„Mama? Nein!"

„Denken Sie nach. Genau. Hat Ihre Mutter die Pistole in der Hand gehabt oder nicht?"

„Ich glaube — ja."

„Sie glauben, Sie glauben. Jedesmal erzählen Sie mir etwas anderes. Am ersten Tag haben Sie ausgesagt, Sie glauben, daß der Professor die Pistole schon in der Hand hatte, als sie ins Zimmer kamen. Was stimmt denn nun? Wen belügen Sie — das Gericht oder mich? Oder sich selbst?"

Noch vor Stunden hätte sich Carlas Gesicht bei solchen Vorwürfen trotzig verschlossen. Kein Wort mehr wäre über ihre Lippen gekommen. Jetzt hob sie die Hände, bittend, beschwörend fast.

„Doktor, verstehen Sie mich denn nicht? Alles geschah doch in Sekunden! Ein wahnsinniges Hin und Her — in Sekunden! Wie soll ich, wie soll meine Mutter da jede Einzelheit genau wissen? Das ist doch unmöglich! Bedenken Sie, in welcher Verfassung wir waren — alle drei!"

Der Anwalt ergriff ihre Hände und führte sie zu der Bank.

„Das ist es ja, Carla. Sie waren *alle drei* außer sich. In einem Zustand, in dem es kaum mehr eine Hemmung gibt. Also kann auch jeder von Ihnen geschossen haben. Jeder!"

„Ich glaube nicht, daß Mama geschossen hat! Er muß es gewesen sein. Er!"

Der Anwalt nickte.

„Professor Gutbrodt — tja, das habe ich alles auch schon überlegt. Nur — wer wird uns das glauben?"

„Warum nicht — wenn es die Wahrheit ist?"

„Aber ist es die Wahrheit?" Er packte ihre Schultern, rüttelte sie. „Carla, Mädchen: Ist es die Wahrheit?"

Sie schluchzte auf, warf sich in einer jähen Bewegung nach vorn. Wie ein Vorhang fiel ihr blondes Haar vor ihr Gesicht.

„Ich weiß es nicht", stöhnte sie. „Ich weiß es doch nicht!"

★

Der fünfte Verhandlungstag begann mit einer Überraschung: Ein neuer Zeuge hatte sich gemeldet, freiwillig — Alexander König, ein stadtbekannter Juwelier, dessen Geschäft internationalen Ruf hatte.

Der fünfzigjährige, graumelierte Herr in dem eleganten dunklen Einreiher hob die schmalen Hände, die wie geschaffen für den Umgang mit Edelsteinen und Perlen schienen.

„Herr Vorsitzender, ich verfolge den Fortgang des Prozesses in den Zeitungen. Da auch ich — was Sie nicht wissen konnten — zu den Menschen gehöre, die noch kurz vor dem Tod des Professors mit ihm gesprochen haben, glaube ich, daß meine Aussage vielleicht von Interesse für Sie ist."

„Bitte, Herr König, erzählen Sie uns, was Sie für wichtig halten."

„Professor Gutbrodt war am 17. Dezember noch bei mir. Ziemlich spät. Ich wollte eigentlich schon schließen. Er kam, um einen Ring zu kaufen."

„Einen Ring?"

„Ja. Der Herr Professor sagte mir, der Ring solle ein Verlobungsgeschenk sein: Er wolle zu Weihnachten heiraten — Frau Margot Cornelius, die Besitzerin der Cornelius-Werke."

„Er nannte den Namen von Frau Cornelius?"

„Ja. Der Professor hatte zwei Ringe in die engere Wahl gezogen: einen großen, viereckig geschliffenen Smaragd und einen mit Brillanten besetzten Saphir. Er sagte, er wolle am nächsten Tag mit Frau Cornelius kommen, damit sie selber entscheiden könne."

Von der Zeugenbank her kam ein unterdrückter Laut. Margot Cornelius hatte ihr Taschentuch an die Lippen gepreßt, um ihr Schluchzen zu ersticken.

„Nahmen Sie Notiz von der Nachricht seiner Verlobung?"

„Natürlich. Ich gratulierte ihm herzlich. Ich kannte ihn seit vielen Jahren, er hat früher öfters Geschenke für seine Frau bei mir gekauft. Ich bat ihn, doch einen Augenblick mit in mein Privatbüro zu kommen und einen Kognak zu trinken."

„Und der Professor?"

„Er ging mit — gern, wie es mir schien. Er fragte mich sogar: ‚Sagen Sie, Herr König, Sie sind doch auch zum zweitenmal verheiratet. Da gibt es doch bestimmt Probleme, was? Zum Beispiel mit erwachsenen Kindern.' — ‚Nicht bei uns, Herr Professor', hab ich gesagt. ‚Ich habe keine Kinder, und der einzige Sohn meiner zweiten Frau ist im Krieg gefallen.' — ‚Na, da haben Sie Glück', sagte er — eine etwas sonderbare Antwort im Hinblick auf den Verlust meines Stiefsohns. Ich war ziemlich erstaunt — aber nun verstehe ich natürlich, daß sie ganz anders gemeint war, als sie klang."

„Sonst hat er nichts gesagt?"

„Wenigstens nichts von Bedeutung. Er kam mir etwas nachdenklich vor — aber schließlich war er ja auch nicht mehr zwanzig und verliebt wie ein Jüngling."

Der Vorsitzende sah den Oberstaatsanwalt an, den Verteidiger. „Irgendwelche Fragen?"

Der Verteidiger hob die Hand. „Ja."

„Bitte, Herr Verteidiger."

Dr. Fuchs stand auf.

„Herr König, sie sagten, Professor Gutbrodt habe früher öfters bei Ihnen gekauft. Seit dem Tode seiner Frau dann nicht mehr? War er jetzt zum erstenmal wieder in Ihrem Geschäft."

„Nein."

„Aha — er war also auch in den Jahren dazwischen Ihr Kunde?"

„Ja, zwei- oder dreimal war er da."

„Und was hat er gekauft?"

„Zweimal Jubiläumsgeschenke für irgendwelche Zwecke. Ich glaube, das eine war ein Bowlenkrug. Das anderemal eine Armbanduhr."

„Für sich selber?"

„Nein. Ein Geschenk. Eine Damenarmbanduhr."

„Und Sie wissen nicht zufällig, für wen dieses Geschenk bestimmt war?"

Der Juwelier rückte seine silbergraue Krawatte zurecht. „Der Professor hat es mir nicht gesagt ..."

„Aber Sie wissen es?"

„Ich habe es durch einen Zufall erfahren. Die Uhr wurde mir später einmal zur Reparatur gebracht. Die ganze Geschichte ist schon länger her."

„Und wer war die Dame, die ihre Uhr zur Reparatur brachte."

„Eine ... Frau Münzer ..."

„Frau Münzer. Frau Maria Münzer? Die Sprechstundenhilfe von Professor Gutbrodt?" Und als der Juwelier nickte: „Soso. Sagen Sie, Herr König: Ist es nach Ihren Erfahrungen üblich, daß Ärzte ihren Sprechstundenhilfen so kostbare Geschenke machen?"

Auf der Stirn des Juweliers erschien eine ärgerliche Falte. „Darüber kann ich mir kein Urteil erlauben."

„Ich danke Ihnen, Herr König." Der Verteidiger setzte sich. Er hatte erreicht, was er wollte: Die Glaubwürdigkeit einer Zeugin der Staatsanwaltschaft war erschüttert. Wenn Maria Münzer ihrem Chef einmal nahegestanden hatte, so war sie in ihren Äußerungen über Carla Cornelius befangen ...

Fortsetzung folgt





In die moderne Waschmaschine gehört eine besondere Lauge!

Darum hat Henkel das Spezialwaschmittel dixan geschaffen.



TESTET DIE SIMCA ARIANE

Sie schaffte 57 Weltrekorde



Aus der Karosserie eines Achtzylinders und einem 1,3-l-Motor zauberten die Simça-Werke ein ehrenwertes Mittelklassenauto

Ein großer Wagen ohne Benzin ist erheblich langsamer als ein kleiner, der noch welches hat.

Diese Lebenserfahrung hat Pate gestanden, als die Simca Ariane ins Leben trat. Das war während der Suezkrise. Damals tropfte aus Frankreichs Tankstellen das Benzin nur spärlich. Nur die Besitzer kleiner Wagen frohlockten und fuhren. Die Besitzer der Simca-Vedette-Modelle mit den durstigen V-8-Zylinder-Motoren gingen zu Fuß. Und weitere Vedettes standen bei Simca unverkäuflich auf dem Werksgelände. Lediglich die Simca *Aronde* wurde flott weiterverkauft.

Nach der Suezkrise rollte auch die Vedette wieder vom Band. Es war jedoch keine Vedette mehr, sie sah nur noch so aus. Es war die *Ariane:* In der 4,25 Meter langen und 1,75 Meter breiten Vedette-Karosserie arbeitete der kleine 45-PS-Aronde-Motor. Niemand gab dieser Ariane, der Kreuzung Vedette-Aronde, große Lebenschancen. Doch sie behauptete sich. Allerdings mußte sie sich erst noch ein paarmal mausern, bevor sie das wurde, was die Ariane heute ist.

Vor allem erhielt die Ariane einen Motor mit 55 PS, also mit 10 PS mehr. Sie erhielt außerdem eine fünffach gelagerte Kurbelwelle, ein ungewöhnlicher, aber nicht unwillkommener Aufwand für einen 4-Zylinder-Motor. Der Ariane Lebensaussichten sind heute keineswegs triste. Denn nirgendwo erhält man so viel Innenraum und Kofferraum für so wenig Geld. Hinzu kommt, daß in Deutschland die NSU Verkauf und Kundendienst für Simca übernommen hat.

Mit der Skepsis gegen nur 1,3 Liter Hubraum haben die Simca-Leute im Frühsommer 1960 energisch aufgeräumt. Auf der Rennstrecke von Miramas, 35 km von Marseille entfernt, haben sie eine serienmäßige Ariane in einer Dauerfahrt von 200 000 km unentwegt kreisen lassen.

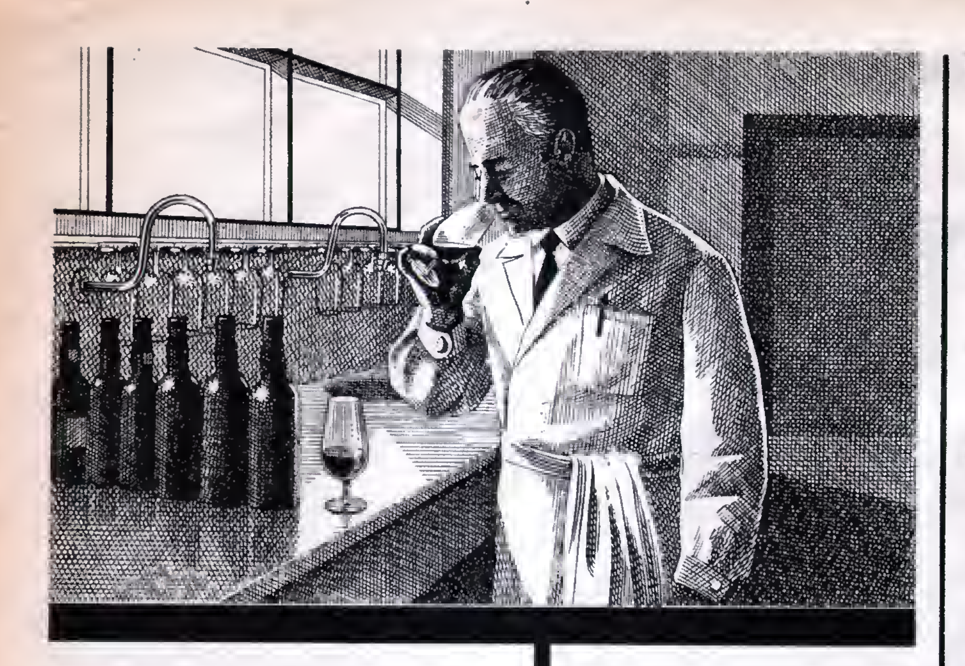
Die Ariane erzielte dabei einen Stundendurchschnitt von 104 km! An dieser nur von den Tankpausen unterbrochenen Dauerprüfung von 86 Tagen wirkten neun Fahrer und 22 Reifengarnituren mit. Die Reifen wurden verschlissen. Die Fahrer und die Ariane nicht. Zur Belohnung steht seitdem der Name Simca 57mal in der Weltrekordliste.

Das Großraum-Auto mit dem kleinen, kräftigen Motor ist längst keine Notlösung mehr. Die Ariane bietet Bequemlichkeit und Fahrkomfort eines großen Wagens zu den Betriebskosten der unteren Mittelklasse. Die Einschränkungen an Beschleunigung und Höchstgeschwindigkeit sind zwar fühlbar, aber nicht deprimierend.

Es spricht für den Automobilverstand der Simca-Konstrukteure, daß sie der Ariane den 60-Liter-Tank des 8-Zylinder-Modells (das übrigens auch noch gebaut wird) gelassen haben. Bei einem Verbrauch von 9 bis 10 Litern pro 100 km gibt es damit endlich ein Auto, in dem man große Strecken fahren kann, ohne ständig nach der Benzinanzeige schielen zu müssen.

Die praktisch schon vor sieben Jahren entworfene Karosserie kann sich heute noch sehen lassen: große Fensterflächen, glatte Seitenteile, bequeme Türen und ein seit sieben Jahren ebenso unveränderter Kühlergrill. Das will in der Automobilbranche schon etwas heißen, wo das unermüdliche Herumoperieren an der Wagenfront fast zum guten Ton gehört. Innen allerdings wirkt die Armaturenfront aus kantigem Stahlblech bereits etwas antiquiert. Hier sind inzwischen Polster und rundere Formen üblich geworden, denn innere Sicherheit wird heute groß geschrieben.

Automobilhersteller in der ganzen Welt wissen es: Die deutschen Autokäufer sind die pingeligsten. Kleine Verarbeitungsmängel, winzige Lackfehler, ein leises Klappern — all dies sind Dinge, die woanders kaum Anstoß erregen. Wir in Deutschland jedoch verlangen für unser Geld Vollkommenheit. Gerade französische Automobile zeichnen sich aber seit eh und je mehr durch sehr gute Fahreigenschaften als durch feinstes Finish aus. Um aber auch den deutschen Ansprüchen gerecht zu werden, ist dafür gesorgt, daß die nach Deutschland gelieferten Simcaprodukte bei NSU eine zusätzliche Abnahmeinspektion durchlaufen.



Prüfen Sie Ihr Wissen:

Wie macht man mit einem edlen Wein – mit einem Portwein – Bekanntschaft? Zunächst geben Sie ihm bitte ein tulpenförmiges Glas; es faßt den Duft am besten zusammen. Und dann prüfen Sie erst mit der Zungenspitze die Süße. Ein größerer Schluck läßt darauf den Gaumen die angenehme Säure spüren. Jetzt sind Zunge und Gaumen gestimmt, damit Sie die harmonische Größe dieses Weines ganz erfassen können.

Übrigens ist Portwein einer der bekömmlichsten Weine. So werden die süßen Qualitäten nach einem guten Essen ebenso wie am Nachmittag und am Abend bevorzugt – die trockenen gelten als hervorragende Aperitifs. Man reicht sie auch seit jeher bei der 11-Uhr-Visite.

Sehr strenge Güteprüfungen muß jeder Portwein bestehen, bevor er Portugal verläßt. Zu den Kontrollen gehört auch die Zungenprobe im Instituto do Vinho do Porto. Hier lagert überdies von jeder Partie, die ins Ausland ging, eine Flasche als „Qualitäts-Beleg".



QUICK TESTET SIMCA ARIANE

Hier unser Hut- und Mützentest der französischen Ariane: Hut für den Alltagsfahrer, Mütze für den, der gerne sportlich fährt.

Für den Mann mit Hut



Für den Mann mit Mütze



Fahrleistungen

Alle Tachometer mogeln gern. Der in der Ariane machte keine Ausnahme. Die angezeigten 140 waren echte 122 km/st. Die Test-Ariane, nach 3800 km Laufzeit noch recht jungfräulich, erreichte eine Spitze von echten 125 km/st. Das reicht zusammen mit der sehr passablen Beschleunigung aus, um die Ariane zügig durch den Verkehr zu bringen.

Bevor Sie geringschätzig die Nase rümpfen, dies: Die Test-Ariane fuhr hinter einem scharf herangenommenen BMW 700 Sport von Düsseldorf nach Köln. Auf freier Strecke gewann die kleine Rakete aus München einen kilometerlangen Vorsprung. Er schmolz nach Überholverboten und Gegenverkehr auf 2 m Abstand an der Kölner Haustür zusammen.

Straßenlage

Vielleicht werden Sie es gar nicht merken, wie ausgezeichnet die Ariane auch auf schlechten Straßen und in Kurven liegt. Einmal, weil Sie dieses geräumige Schiff nicht wie einen Sportwagen fahren werden. Und zum anderen, weil Ihnen diese sichere Straßenlage und die mühelose Kurvenfahrt ganz selbstverständlich vorkommen.

Sie wollen wissen, woher die gute Straßenlage kommt? Von der Hinterachse? Nein: konventionelle Starrachse, nur an Blattfedern aufgehängt. Von vorne? Schon eher: lange McPherson-Federbeine und Querstabilisator sorgen für geringe Seitenneigung auch bei rascher Kurvenfahrt. Schon 1954 war die Straßenlage dieses Wagens hervorragend.

Lenkung

Eine zielgenaue Lenkung, die lediglich auf sehr schlechter Straße Stöße bis ins Lenkrad durchläßt.

Mit dieser schnell reagierenden Lenkung haben Sie die Ariane auch in scharf gefahrenen Kurven sicher in der Hand.

Motor

Sie ist nicht leise, diese 1,3-Liter-Maschine. Ihre 55 Pferde wiehern freudig. Besonders bei Drehzahlen ab 4000 U/min. Im 4. Gang also ab 105 km/st. Selbst wenn Ihnen dieses kräftige Geräusch ungewohnt ist, sollten Sie nicht zögern, den Motor drehen zu lassen. Er mag das sehr. Dabei hat der Ariane-Motor nicht nur im oberen Drehzahlbereich etwas drin. Sein größtes Drehmoment erreicht er bei 2600 U/min.

Eine fünffach gelagerte Kurbelwelle, wie sie der Ariane-Motor hat, finden Sie bei Vier-Zylindern selten. Hier wurde von den Simca-Konstrukteuren mehr getan, als für den Motor eines Alltags-Automobils normalerweise getan wird. Das hat zwei erfreuliche Folgen: Die Lagerdrücke sind niedriger als sonst üblich, und der Verschleiß ist geringer. Ein Kühlwasser-Thermometer und eine Kühler-Jalousie täten dem Motor freilich gut.

Verbrauch

Sie bleiben unter 10 Litern pro 100 km. Bei längeren Fahrten schaffen Sie es mit rund 8,5 Litern.

Eine kräftig herangenommene Ariane verbraucht 10,5 Liter. Für einen Wagen dieses Gewichts ist das wenig.

Getriebe

Sie werden die Ariane seltener schalten müssen, als Sie es erwarten. Das liegt am elastischen Motor und an der guten Abstufung des 2. und 3. Ganges.

Der dritte Gang ist der beste Bundesgenosse des sportlichen Fahrers. Er reicht bis 95 km/st und ermöglicht zügiges Überholen.

Bremsen

Hohe Bremswirkung schon bei geringem Pedaldruck. Sie werden die Leistungsgrenzen dieser Bremsen nie erreichen. Selbst mit sechs Personen im Wagen können Sie bei starkem Gefälle pausenlos sicher bremsen.

Jetzt wissen Sie, wozu große Fünfzehn-Zoll-Räder gut sind: um daran Bremsen mit einer Bremsfläche von 1106 qcm unterzubringen! Bei Dreizehn-Zoll-Rädern wäre so viel Bremsfläche überhaupt nicht möglich.

Innenraum

Vor so viel Platz werden Sie ergriffen den Hut ziehen. Dabei können sowohl Sie als auch Ihre fünf Mitfahrer ihn bequem während der Fahrt aufbehalten. Eine Sitzbreite von 144 cm finden Sie sonst nur in erheblich teureren Wagen. Die Möglichkeit, 460 kg Nutzlast einzuladen, erlaubt es, den großen Innenraum auch wirklich zu füllen.

Hinter dem großen Lenkrad kommen Sie sich ziemlich eingeklemmt vor, selbst wenn die Sitzbank ganz nach hinten gerückt ist. Wer bequem fahren will, wenn die Sitzbank ganz vorne steht, muß geradezu ein anatomisches Wunder sein. Dabei wäre diese beklemmende Enge in dem sonst so geräumigen Wagen überhaupt nicht nötig.



Das Kühlergesicht der Ariane ist seit sieben Jahren unverändert

PREISE TECHNIK MESSWERTE

Preise

Ariane	DM 6995,—
Ariane SL (Super Luxus)	DM 7395,—
Ariane SC (Super Comfort)	DM 8090,—
Heizung mit Gebläse	DM 180,—
Kfz-Steuer pro Jahr:	DM 188,—
Mindest-Haftpflicht-Versicherung pro Jahr:	DM 235,—
Vollkasko-Versicherung pro Jahr (DM 500,— Selbstbeteiligung)	DM 220,—

Zu den Versicherungsprämien kommen jeweils 5% Versicherungssteuer hinzu.

Motor

Vier-Zylinder in Reihe, viertakt
Hubraum: 1290 ccm
Verdichtung: 8,5 : 1
Leistung: 55 PS bei 5200 U/min
Ventile: hängend, von seitlicher Nockenwelle über Stoßstangen und Kipphebel gesteuert
Kühlung: Wasser (Kühlwasserinhalt 6,5 Liter)
Schmierung: Druckumlaufschmierung mit Zentrifugal-Ölfilter
Vergaser: 1 Solex-Vergaser 32 PBCI
Tank: 60 Liter, im Heck

Fahrwerk

Radaufhängung: vorn Einzelradaufhängung an Querlenkern und Federbeinen, Drehstab-Stabilisator; hinten Starrachse an Blattfedern
Bremsen: hydraulische Trommelbremsen (vorn Duplex), Bremsfläche 1106 qcm, Handbremse wirkt auf Hinterräder

Maße

Länge:	4250 mm	Höhe:	1480 mm
Breite:	1755 mm	Radstand:	2692 mm

Wendekreis: 12 m

Eigengewicht (vollgetankt):	1110 kg
Zulässiges Gesamtgewicht:	1570 kg
Höchst zulässige Zuladung:	460 kg

Beschleunigung

0— 50 km/st	8,2 sec
0— 60 km/st	10,8 sec
0— 80 km/st	18,1 sec
0—100 km/st	31,8 sec
0—110 km/st	48,0 sec

Höchstgeschwindigkeit: 125 km/st
Die Messungen erfolgten beim Kilometerstand von 3800 km mit zwei Personen.
Testverbrauch: 10,5 Liter auf 100 km.

Tachometerabweichung

Tachometeranzeige	Tatsächliche Geschwindigkeit
50 km/st	43,5 km/st
60 km/st	53,0 km/st
80 km/st	69,5 km/st
100 km/st	87,0 km/st
120 km/st	104,0 km/st
140 km/st	122,0 km/st

Kein Platz für Engel

Fortsetzung von S. 14/15

sie zum westdeutschen Film gestoßen. Sie wollte nicht mehr unter der geschäftigen Anleitung politischer Funktionäre ihr Talent beweisen. Sie wollte spielen. Diese eigenwilligen Vorstellungen sollten Nana in den kommenden Jahren noch großen Ärger bereiten. Denn das blonde Mädchen aus Ostberlin, das so hübsch ist, weil es kein Dutzendgesicht hat, suchte vergeblich die goldenen Berge jenseits des Brandenburger Tores. Zwei Jahre nach dem Sprung über die Grenze trank sie ihren Kaffee statt am Kurfürstendamm wieder in der Stalinallee.

Nun ist die freie Ost-West-Bahn dem Tüchtigen nie blockiert worden. Die Zahl der westdeutschen Künstler, die im Ödland des sowjetzonalen Unterhaltungssektors vorübergehend die bunten Blumen ihrer „kapitalistischen" Showtalente blühen ließen, ist nicht gering: Gisela Uhlen, Peter Pasetti, Gertrud Kückelmann, Henny Porten und Rudolf Forster zum Beispiel. Und die Retourkutschen brachten dem westdeutschen Film manche beachtliche Blutauffrischung: Der ehemalige DEFA-Regisseur Wolfgang Staudte (drüben: „Rotation", hier: „Der letzte Zeuge") gehört jetzt in der Bundesrepublik zu den profiliertesten Männern seiner Branche. Und der ehemalige DEFA-Star Werner Peters ist eine wertvolle Bereicherung der westdeutschen Charakterspieler-Garde. Im Osten holte er sich Lorbeeren in der Verfilmung des Thomas-Mann-Romans „Der Untertan"; bei uns brillierte er in „Nachts wenn der Teufel kam" und in Wolfgang Staudtes Film „Rosen für den Staatsanwalt".

Nur aus Nana Osten wurde das Aschenbrödel unter den Westgängern der DEFA. Nach ihrem vielapplaudierten Debüt als „Engel, der seine Harfe versetzte", verheizte man sie als „Blitzmädchen an der Front" und bestellte sie schließlich zur „Endstation Rote Laterne".

Dort begann sich Nana Osten wieder nach ihren roten Sternen zu sehnen . . .

Der rote Stern der Nana Osten war mit dem DEFA-Film „Ein Mädchen von sechzehneinhalb" aufgegangen. In dieser Fabel spielte Nana eine „Republikflüchtige", die im Westen scheitert und reumütig in das Paradies der Arbeiter und Bauern zurückkehrt. Bis zu dieser Hauptrolle hatte die kleine Berlinerin als Ballettratte beim Zirkus Barlay und mit Statistengagen vom Ostfernsehen ein sozialistisches Einheitsleben geführt. Ihre Pflegeeltern — Vater und Mutter sind früh gestorben — hatten wenig Verständnis für den Traum von der großen Schauspielerin. Doch Nanas Zukunftspläne waren mehr als nur eine Teenager-Schwärmerei.

Mit der Starrköpfigkeit eines Mädchens, dem Fachleute sein Talent bestätigt haben, sann sie auf die große Karriere. Das „Mädchen von sechzehneinhalb" war der Start. Der DEFA-Kassier zählte 11 200 Ostmark in Nanas hübsche Kinderhand. Die Zusammenarbeit hatte sich für beide Seiten gelohnt: Nach einer Unzahl langweiliger politischer Filme zog das Publikum endlich wieder freiwillig in die Lichtburgen. Noch heute, nach fast vier Jahren, bringt das „Mädchen von sechzehneinhalb" für die DEFA westliche Devisen.



Nana: „Ich habe nicht gewußt, daß das so wirkt . . ."

Auch der erste Westfilm Nana Ostens war ein Erfolg — doch ganz anderer Art. „Der Engel, der seine Harfe versetzte" war eines jener Filmwerke, wie sie in Deutschland nur ein Mann schafft: Kurt Hoffmann. Er hat die leichte — man möchte fast sagen „französische" — Hand, mit der die Lustspiele gedreht werden, die nicht aus der Klamottenkiste stammen.

Die Geschichte des Engels, der in eine kleine deutsche Stadt kommt, seine Harfe in einer Pfandleihe versetzt und allen Menschen zur Erfüllung ihrer heimlichen Wünsche verhilft, ist eine der zartesten Filmerzählungen des Regisseurs. Daß Nana Osten in diesem Streifen die Hauptrolle spielen durfte, war einer der wenigen Glücksfälle in ihrem Leben. Daß sie nicht aufhören will, diese Rolle weiterzuspielen, ist ihr Pech. Und vielleicht auch der Hauptgrund für die späteren Enttäuschungen der hoffnungsvollen Grenzgängerin. Denn das Engelswunder wiederholte sich nicht mehr.

Aber das wußte die gefeierte Nana noch nicht, als sie ihr erstes Appartement in München bezog. Vorläufig saß das Mädchen aus Ostberlin, das mit der Schulspeisung die kommunistischen Theorien von Marx, Engels und Lenin eingelöffelt und Russisch gelernt hatte, als goldblonde Made im kapitalistischen Speck. Und der Constantin-Filmverleih zahlte ihr jeden Monat 600 Mark fürs Warten auf den nächsten Film.

Nana nahm Schauspielunterricht, besuchte eine Ballettschule und hoffte. Ihre vielen Freunde versuchten vergeblich, ihre Sympathie für Jazzmusik und einen kleinen Kaffeeklatsch im Schauspieler-espresso zu wecken. Der „Engel" hatte für derlei Geselligkeit gar nichts übrig. Nana saß lieber in ihrer karg möblierten Bude und las Werke von Sartre und Baudelaire. Nicht aus Angabe, sondern weil sie hungrig war und nicht genau wußte, auf was. Auf die intensive Kontaktpflege, die ihr westdeutsche Kollegen und Regisseure anboten, jedenfalls nicht. Und immer noch glaubte sie, man könne in dieser Branche schon als Starlet gegen den Strom schwimmen. Was Nana heute „ihre eigene Meinung" nennt,

heißt Sexfilm-Produzent Hartwig („Liebe, wie die Frau sie wünscht") verärgert „Opportunismus". Und auch der große Regisseur Hoffmann, der Nana zu dem beachtlichen Anfangserfolg und ihrem Film zum Prädikat „Wertvoll" verhalf, zählt nicht mehr zu ihren engsten Freunden. Ihre Ansichten über fruchtbare Zusammenarbeit gehen doch ziemlich weit auseinander. Es dauerte nicht lange, bis Appartement, Ausbildungsvertrag und große Freundschaften wie eine schillernde Seifenblase zerplatzten. Zurück blieb ein kleines Köfferchen mit Filmkritiken, in denen Nana heute noch nachlesen kann, wie großartig alles begonnen hatte. Daß sie „ein Mädchen von betörender Anmut" sei, ein „Engel, der eine Melodie zum Klingen bringt", daß sie Augen habe, „die so unergründlich sind wie die See vor dem Hafen".

Aber mit schwärmerischen Worten kann man keine Miete bezahlen — und mit guten Noten keine Brötchen kaufen.

Ratlos stand der Engel, der seine Harfe verloren hatte, zwischen den Fronten. Freunde in Westberlin gewährten ihr Unterschlupf. Und die Propagandaschreiber jenseits der Zonengrenze jubelten: Das „Mädchen von sechzehneinhalb", das inzwischen schon zwanzig geworden war, hatte seine Rolle am eigenen Leib verspürt.

Nana in ihrem verträumten Optimismus wollte immer noch nicht glauben, daß die Wunder, die Engel tun, nur in Filmen vorkommen. Immer noch wartete sie auf die neue große Hauptrolle. Da hielten ihre Freunde aus dem Osten den Zeitpunkt für gekommen, „hilfreich die Hand auszustrecken". Nana bekam ein Angebot des Ostfernsehens, in dem klassischen amerikanischen Kriminalstück „Bei Anruf Mord" mitzuwirken. Die Westberliner „BZ" warnte: „Natürlich haben die mit Steuergeldern gepeppelten Filmbosse der DEFA kein Recht, über unsere freien Filmproduktionen zu urteilen. Aber es wäre doch gut, wenn es keinen 'Fall Nana Osten' gäbe. Hat kein Filmproduzent in der Bundesrepublik einen Vertrag für Nana Osten?"

Es hatte keiner.

„Bei Anruf Mord" wurde am 5. November 1960 im sowjetzonalen Fernsehen gesendet. Mit Nana Osten. Es war ein Erfolg.

Ein Erfolg, über den das Mädchen nicht recht froh werden konnte. Denn diejenigen, die ihr vor dem neuen Grenzwechsel noch mit weinerlicher Miene klarzumachen versuchten, daß Nanas herber Charme im Westen nicht mehr gefragt sei, begegneten ihr nun mit spöttischen Bemerkungen, Vorwürfen und offener Ablehnung. Und die Geschmähte, bei deren treuherzigem Augenaufschlag man nie genau weiß, wie gut er gespielt ist, fragt naiv: „Aber es gibt doch Ost-West-Handel. Westdeutsche Filme laufen in Ostberlin, Ostzonenfilme werden im Westen gezeigt. Französische Filmfirmen machen Gemeinschaftsproduktionen mit der DEFA. Warum darf man denn nicht ...?"

★

„Es war ein Irrtum", sagte Nana Osten, als sie nach ihrer Schlafmittelvergiftung wieder aus dem Krankenhaus kam. „Ich wollte mich nur mal richtig ausschlafen. Ich hätte nie gedacht, daß das so wirkt ..."

„Es war ein Irrtum", sagte Nana Osten, als sie in diesen Tagen wieder nach München kam. „Ich wollte nur mal richtig spielen. Deshalb habe ich drüben Rollen angenommen. Ich hätte nie gedacht, daß das so wirkt ..."

Da sitzt sie nun wieder, ein wenig älter, aber nicht viel gescheiter, ein wenig reifer, aber nicht viel hoffnungsvoller. In ihrem Köfferchen fangen die Zeitungsausschnitte an zu vergilben.

Und gerade in diesem Augenblick läuft Nana in der Bar des Hotels Bayerischer Hof dem Drehbuchautor Max Colpet in die Arme. Der langjährige „Adjutant" des Hollywood-Regisseurs Billy Wilder („Manche mögen's heiß") bastelt gerade an einer neuen Story für seinen Freund. Mit einem fachmännisch abschätzenden Blick auf die Blondine konstatierte er: „Sie sind der richtige Typ ..."

Der Film spielt zwischen West- und Ostberlin. Und Nana Ostens Augen begannen zu leuchten. Vielleicht liegt die Harfe, die der Engel versetzte, genau unter dem Brandenburger Tor ... ●

KREUZWORTRÄTSEL

1	2	3			4	5	6		7	8	9	■	10	11	12
13			■	■	14			■	15			16			
17								■	18				■	19	
20			■	21				22	■	23			24	■	
25			■	■	26				27	■	28				
■	■	29	30	■	31		■	32		33	■	34			
35	36			37		■	■	38			39			■	
40						41			■	42		■	■	43	
44		■	45				■	46	47			■	48		
49		50				■	■	51			■	52	■	53	
54			■	■	■	55	56			■	57		58		
59			60	61	62	■		■		■	■	63			
		■	64			65		66	■	67	68		■		■
69		70		■	■		■	71					72	■	■
73				74			75		■	76				77	■
78								■	79						80
■	■	81			■	■	82	83			■	84			
85	86				87				■	88	89				
90				■		■	91					■	92		

Waagerecht: 1. deutscher Dichter, 10. Badestadt im Spessart, 13. List, 14. Papstname, 15. architektonische Planung, 17. Meßgegenstand, 18. nicht mehr hungrig, 19. Ausruf, 20. griech. Buchstabe, 21. männl. Geflügel, 23. Getränk, 25. Elend, 26. exakt, 28. Senkung, 29. engl.: wenn, 31. chem. Zeichen für Iridium, 32. Stifterfigur zu Naumhurg, 34. ungefüllt, 35. Mehrzahl, 38. Urlaub, 40. Pferd Don Quichottes, 42. arabische Vorsilbe, 43. chem. Zeichen für Wismut, 44. Ahk. für okay, 45. körperliche Wahrnehmungsfähigkeit, 46. alte span. Münze, 48. franz. Erzähler († 1857), 49. Wochentag, 51. Passionsspielort in Tirol, 53. Doppelkonsonant, 54. Straußenvogel, 55. Teil des Körpers, 57. Bande, Gruppe, 59. Stierkämpfer, 63. Alp, Nachtgespenst, 64. Erfrischung, 67. weibl. Vorname (Kurzform), 69. Hast, 71. der Osten, 73. für kurzwelliges Licht durchlässiges Glas, 76. oriental. Markt, 78. Knochenfisch, 79. westafrikan. Strom, 81. span. Adelstitel, 82. schott. Fluß, 84. männl. Vorname (Kurzform), 85. Tierfuß, 88. Geliehter der Aphrodite, 90. nordische Münzeinheit, 91. Haarwelle, 92. portug. Besitzung a. d. indischen Westküste.

Senkrecht: 1. Gutschriften-Konto, 2. Muse, 3. einer der Kirchenväter, 4. indonesischer Baum, 5. engl. Stadt, 6. Bekleidungsstück (Mehrz.), 7. Christusmonogramm, 8. Nehenfluß der Donau, 9. Stadt in Schleswig-Holstein, 10. sihir. Strom, 11. Segelstange, 12. Gedichtband von waager. 1, 16. engl. Schriftsteller († 1729), 22. handgreiflicher Streit, 24. franz.: nicbts, 27. Mutter Kriemhilds, 30. Termin, 33. Flächenraum, 35. griecb. Sagengestalt, 36. Teil der Eisenbahn, 37. weibl. Vorname (j = i), 39. Nebenfluß des Rheins, 41. Doppelkonsonant, 43. Ehrenname eines indischen Religionsstifters, 47. Nachlaßempfänger, 50. Umstandswort, 52. Gedichtband v. waagr. 1, 56. Urmutter, 58. Abk. für Radium, 60. weibl. Vorname, 61. ägyptischer Sonnengott, 62. Abk. für ohne Befund, 65. Salzquelle, 66. Lotteriehrief, 67. freisinnig, 68. franz. männl. Vorname (j = i), 70. sangbare lyrische Gedichte, 72. Zusammenkunft von Verhänden, Gesellschaften u. ä., 74. Teil der Erde, 75. weihl. Vorname, 77. Rundfunk, 79. chem. Zeichen für Sizilium, 80. weibl. Vorname (Kurzform), 83. Gesellschaft zur Erforschung planetarischer Raumschiffe, 85. italienischer Strom, 86. chem. Zeichen für Eisen, 87. persönliches Fürwort, 89. französ. Vorsilhe bei Adelsnamen (ch = 1 Buchstahe).

SILBENRÄTSEL

a — a — al — ha — bee — bo — bum — de — de — de — dem — di — druck — du — e — e — eif — el — en — eu — fek — fel — gen — graph — i — ker — kind — klid — kon — le — le — lo — me — men — na — nar — nit — on — pi — pich — pie — po — quenz — re — re — re — rew — ri — ri — ri — sa — sam — schnee — se — sol — sor — sti — stroph — te — tep — ti — ti — ti — to — lo — u — u — um — ver — vi — wa — wi — win — ze — zi — zis

Aus diesen Silben bilde man 26 Wörter, deren letzte und erste Buchstaben, heide jeweils von ohen nach unten gelesen, zwei Zeilen aus einem Frühlingsgedicbt von Debmel ergeben (ch = 1 Buchstabe).

1. Wagneroper, 2. Kopfschmuck, 3. Auslassungszeichen, 4. Zierstrauch, 5. Richtungsanzeiger in Fahrzeugen, 6. Beredsamkeit, 7. fromme Sage, 8. Unterhaltung, 9. berühmter franz. Ingenieur († 1923), 10. moderner Tanz, 11. Fußhodenhelag, 12. Hartgummi, 13. Heerführer der Sachsen, 14. Titelfigur einer Wagneroper, 15. Buchprüfer, 16. Fernschreiher, 17. große Hirschart, 18. Erinnerungshuch, 19. Speisesaal in Klöstern, 20. Mischling, 21. ein Erzengel, 22. rechter Nehenfluß des Bug, 23. Richtigstellung, 24. Frühlingshlume, 25. griech. Mathematiker, 26. nicht zu verwirklichende Ideen.

AUFLÖSUNGEN AUS NR. 14

KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht:* 1. Buschwindroeschen, 13. Salto, 14. Mauer, 15. Kakao, 17. Erker, 18. Agende, 19. Mass, 20. Omen, 21. First, 22. Tempel, 23. Lemur, 24. St., 25. Unke, 27. non, 28. Ase, 29. Liane, 31. Giro, 32. re, 33. Ger, 36. Lei, 37. Elend, 38. Ulan, 39. Sen, 40. Heu, 42. Indra, 44. Eloge, 45. Ion, 46. Rah, 47. Aktie, 49. Tuete, 51. Po, 53. Ostermond, 60. Okular, 62. Undine, 63. Orh, 65. Lurch, 66. Nerz, 68. neutral, 70. est, 71. Darm, 72. Ei, 73. Niete, 74. Erato, 76. Puma, 78. Blei, 79. Idiom, 80. Spelunke, 82. Kelter, 83. Schema, 84. Tube. — *Senkrecht:* 1. Barren, 2. Ulk, 3. Stempel, 4. Chor, 5. Imam, 6. Nagel, 7. Duenen, 8. Ren, 9. Ordnung, 10. Chamisso, 11. Ekarte, 12. nass, 13. Septuagesima, 16. Osterei, 20. Olga, 26. un, 28. Argument, 30. Indianer, 32. Renegat, 34. Elen, 35. Rendite, 36. Lahore, 41. Uebel, 43. Roi, 48. Krokus, 50. Urd, 51. Polemik, 52. Elch, 53. Ornat, 54. Turm, 55. Enz, 56. Minimum, 57. one, 58. neun, 59. Grate, 61. Urteil, 63. Orel, 64. Bleibe, 67. Eros, 69. Tibet, 71. Dame, 72. Eule, 75. rot, 76. Pech, 77. Ana, 81. PS.

SILBENRÄTSEL: 1. Weißhuche, 2. Ingeborg, 3. Eispickel, 4. Havanna, 5. Elritze, 6. Radieschen, 7. Ragaz, 8. Liliput, 9. Island, 10. Cheruhini, 11. Lore, 12. Epiphanias, 13. Umberto, 14. Chopin, 15. Tropen, 16. Eloge, 17. Turgenjew, 18. Mahagoni, 19. Infamie, 20. Rehell, 21. Dilemma, 22. Irrwisch, 23. Effekt, 24. Nadelgeld, 25. Amati, 26. Tolle, 27. Umlauf, 28. Real, 29. Watteau, 30. Inventar. — *Wie herrlich leuchtet mir die Natur, wie glänzt die Sonne, wie lacht die Flur.*

OSTERGRUSS: Palm(e) Kätzchen.

KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht:* 1. Bach, 3. Filter, 5. Sieh, 6. Boot, 8. Debuet, 9. Maler, 11. Roman, 14. Euler, 15. Rubin, 17. Aerar, 20. Salem, 22. Renan, 24. Petal, 25. Danton, 26. Elan, 27. Kant, 28. Undset, 29. Iler. — *Senkrecht:* 1. Biber, 2. Heber, 3. Feder, 4. Rotor, 5. Saal, 7. Trah, 9. Muster, 10. Leguan, 12. Muskat, 13. Nickel, 14. Elga, 16. Norm, 18. Rebe, 19. Radau, 20. Senat, 21. Last, 23. Nanni, 24. Poker.

ZWEIMAL KNOBELN: Garage, Spitz, Rosen = *Osterspaziergang.*

LIEBER BESUCH

1. Fundament, 2. *Kopernstrouch*, 3. Melpomene, 4. *Musterung*, 5. *Unterleib*, 6. Facharzt, 7. Kanarienvogel, 8. *Schlüsselblume*. In jedem dieser Wörter ist noch ein Hauptwort versteckt. Den verborgenen Begriffen der schräggedruckten Wörter sind die beiden ersten Buchstaben zu entnehmen, bei den übrigen Wörtern ist nur deren Anfangsbuchstabe zu bewerten. Aneinandergereiht geben die entnommenen Buchstaben den seltenen Gast bekannt.

UNVERWÜSTLICH

Und fällt auch Wort auf den armen Wicht,
Verkehrt Wort wechselt die Farbe nicht.

BLUMEN-RÄTSEL

Die Pflanzen Dill, Eiche, Erbse, Erdbeere, Immortelle, Levkoje, Spargel, Stachelbeere, Waldrebe sind nach ihren Familien zu ordnen, die unten aufgezählt sind. Ihre Anfangsbuchstaben ergeben dann einen unter Naturschutz stehenden Korbblütler.

1. Rosengewächse, 2. Doldenblütler, 3. Buchengewächse, 4. Kreuzblütler, 5. Hahnenfußgewächse, 6. Schmetterlingsblütler, 7. Korbblütler, 8. Steinbrechgewächse, 9. Liliengewächse.

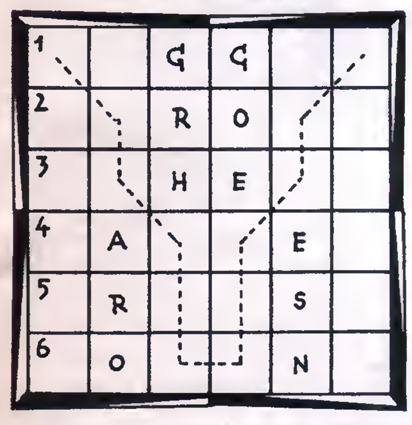
SILBENENTNAHME

Den Wörtern Wachposten, Saline, Romantik, Atheist, Rhapsodie, Kunsthandwerk, Gesangverein, Heidekraut, Weißes Haus, Hühnerei, Massenwirkung, Eremit, Befremdung, Heldentum, Händeringen, Andenken, Hintansetzung, Wasserzuber, Erfassung, Kurhessen ist je eine Silbe derart zu entnehmen, daß sich im Zusammenhang ein Bonmot von Werner Finck ergibt.

VORSICHT!

Mein erstes ist nicbt lang,
Das zweit' der Anfang nicht.
Das Ganze macht uns bang,
An Helligkeit es dann gebricht.
Manchmal wird auch ein Brand entfacht,
Der großen Schaden oft gebracht.

SELTEN GEHÖRT



In die Figur sind Wörter nachstehender Bedeutung, aber in anderer Reihenfolge einzutragen:

Teil des Zaumzeuges — Trug, Täuschung, auch: Glanz, Schimmer — Augenblick, kurze Zeit — offener Vorbau — altes Getreide- und Kartoffelmaß — eßbare Kastanie.

Als Lösungshilfe sind je zwei Buchstaben bereits gegeben. — Bei richtiger Lösung nennen dann die Buchstaben, die auf der gestrichelten Linie liegen, eine Oper eines ital. Komponisten des 18. Jahrhunderts.

ZUR BEHERZIGUNG!

Erwin — Efeu — Streu — Devot — Ertrag — Eibis — Thule — Rand — Erna — Tass — Organ — Ende. Diesen Wörtern entnehme man je zwei zusammenhängende Buchstaben, so daß der verbleibende Rest, fortlaufend gelesen, eine chinesische Weisheit ergibt.

BEDEUTENDE FÜLLUNG

1. Mo . — . — to, 2. Ro . — . t, 3. En . . — nd, 4. K — . — l — k, 5. Akt . . u . — —, 6. Em . — r —, 7. A . — — n, 8. O . — . sa, 9. Er . — . nis, 10. Z — . . ur.

Die Punkte sind mit Konsonanten, die Striche mit Vokalen zu besetzen, damit bekannte Wörter entstehen. Die Füllbuchstaben ergeben — im Zusammenhang gelesen — einen Ausspruch von Goethe.

BESUCHSKARTEN-RÄTSEL

ERICH TRUCHSEES

Hamm

Der Beruf dieses Herrn setzt sich aus den Buchstaben seiner Karte zusammen.

Sind Konrad Adenauer und Willy Brandt wirklich die zugkräftigsten Kanzler-Kandidaten? Die QUICK-Meinungsforscher kamen zu einem anderen Ergebnis:

Die besten Pferde bleiben im Stall

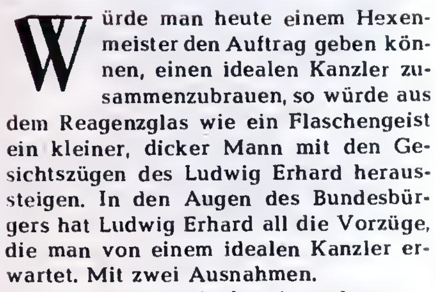


Besser als Brandt entspricht Professor Carlo Schmid den Vorstellungen, die sich der Bundesbürger vom „idealen Kanzler" macht. In fast jeder der zwölf Eigenschaften, die den „idealen Kanzler" ausmachen, kommt Carlo Schmid den Wünschen der Wähler näher als der Kanzlerkandidat Willy Brandt. Die Analyse der QUICK-Meinungsforscher zeigt: Um die Aussichten der SPD wäre es besser bestellt, hätte sie den Mann nominiert, der sich hier im Bundestagsrestaurant bei einem Schoppen Rotwein von einem heißen Parlamentstag erholt.

Welche Kandidaten für das Amt des Bundeskanzlers haben bei der Wahl am 17. September die besten Chancen? Um das herauszufinden, unternahmen die QUICK-Meinungsforscher eine großangelegte Wahlumfrage. In Tausenden von Einzelinterviews ermittelten sie zunächst, welche Eigenschaften der „ideale Kanzler" nach Meinung der Wähler haben sollte und welche nicht. Sodann wurden die Wahl-Chancen der Politiker Konrad Adenauer, Willy Brandt, Erich Ollenhauer und Franz Josef Strauß getestet: Das Bild, das sich der Bundesbürger von diesen Politikern macht, wurde mit dem Bild des „idealen Kanzlers" verglichen. Heute testen die QUICK-Meinungsforscher die Chancen der „politischen Professoren" Ludwig Erhard und Carlo Schmid. Sie kommen zu einem Ergebnis, das den Wahlstrategen zu denken geben wird: Ludwig Erhard und Carlo Schmid sind die besten Pferde ihrer Parteien. Warum läßt man sie im Stall?



Besser als Adenauer paßt Bundeswirtschaftsminister Erhard, Eigenschaft für Eigenschaft, zu den Vorstellungen des Wählers vom „idealen Kanzler". Ja, wären nicht zwei unschöne Kleckse in dem Bild, das sich der Bundesbürger von Ludwig Erhard macht — der ordengeschmückte Professor mit der qualmenden Zigarre wäre schlechthin das Traumbild eines Kanzler-Kandidaten...



Würde man heute einem Hexenmeister den Auftrag geben können, einen idealen Kanzler zusammenzubrauen, so würde aus dem Reagenzglas wie ein Flaschengeist ein kleiner, dicker Mann mit den Gesichtszügen des Ludwig Erhard heraussteigen. In den Augen des Bundesbürgers hat Ludwig Erhard all die Vorzüge, die man von einem idealen Kanzler erwartet. Mit zwei Ausnahmen.

Beginnen wir mit den Ausnahmen …

Die Bürger mißtrauen ein wenig Erhards außenpolitischen Erfahrungen, sie mißtrauen ein wenig seiner Charakterfestigkeit. Nicht, daß sie etwas Schlechtes von ihm denken. Im Gegenteil. Sie halten ihn für gutmütig, ein wenig zu weich. Der freundliche Erhard, so glauben sie, sei kaum imstande, einer Fliege etwas zuleide zu tun. Von einem Politiker erwarten sie, daß er gelegentlich auch Härte zeige.

Diese Härte hat Erhard vor allem in jenem Streit vermissen lassen, den er vor rund zwei Jahren mit Bundeskanzler Adenauer führte. In den Augen der Wähler hat dieser Streit nicht nur das Charakterbild Erhards, sondern auch das Adenauers getrübt. Dem Bundeskanzler werfen die Wähler vor, es sei blanker Frevel gewesen, den wackeren Mitstreiter Erhard öffentlich bloßzustellen und abzukanzeln. Dem freundlichen Erhard nehmen es die Wähler übel, daß er nicht mit der Faust donnernd auf den Tisch geschlagen habe.

Schrotflinten gegen Schlachtschiff

Trotz dieser Nachteile könnte sich die CDU keinen besseren Kandidaten wünschen, hätte sie sich nicht entschieden, den greisen Adenauer zum viertenmal in die Schlacht ums Palais Schaumburg zu schicken. Denn selbst in seinen schwächsten Punkten — der Charakterfestigkeit und der politischen Erfahrung — ist Erhard in den Augen der Wähler noch um Klassen besser als der sozialdemokratische Spitzenkandidat Brandt.

Konrad Adenauer bietet seinem Gegner Willy Brandt echte Angriffsflächen. Der Forschungsbericht der „Infratest" und des „Institutes für Absatzpsychologie" hat festgestellt, daß die Wähler Willy Brandt sympathischer als Adenauer finden, daß sie ihm außerdem das richtige Alter zubilligen. Ludwig Erhard dagegen würde in diesen Wahlkampf wie ein Schlachtschiff brausen, gegen das eine Meute Verzweifelter mit Schrotflinten anzugehen versucht.

Es gibt kaum einen Politiker in Deutschland, für den die Wähler so viel echte Hochschätzung, so viel Sympathie empfinden wie für Erhard. Will man die Gefühle der Wähler gegenüber Erhard

in einem einzigen Wort zusammenpressen, so würde es heißen: Dankbarkeit. Der Bundesbürger, dem so oft der Vorwurf gemacht wird, er sei undankbar, er sei überheblich, er vergesse bei seinem Wohlstand zu schnell, daß es ihm einmal schlecht ergangen sei — der Forschungsbericht der beiden Institute stellt ihm hier ein glänzendes Zeugnis aus. Die Psychologen haben festgestellt, daß die Bürger beinahe bei jedem Schnitzel, das sie essen, bei dem Radioapparat, den sie sich kaufen, bei der neuen Wohnung, die sie beziehen, bei der Ferienreise, die sie machen, an den braven Ludwig Erhard in Bonn denken. Daß auch andere an diesem Wirtschaftswunder mitgezimmert haben — das haben sie verdrängt. Für sie ist Ludwig Erhard das Wirtschaftswunder in Person. Er ist für sie zu einer Art Talisman des Wohlstandes geworden.

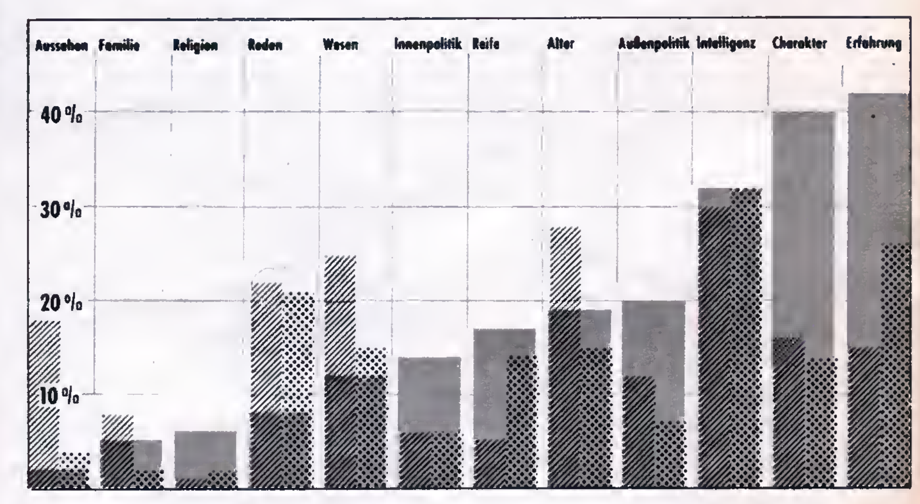
Tief in der Seele des Bundesbürgers hat sich der Verdacht eingenistet, dieser Erhard habe auf wissenschaftlicher Basis ein Geheimrezept des Wohlstandes erarbeitet. Nur er allein kenne die Zauberformel, und würde man ihn aus Bonn vertreiben — mit unserem Wohlstand würde Schreckliches geschehen.

Aber es ist nicht nur dieser Glaube an den Stein der Weisen, der den Ludwig Erhard in den Augen der Wähler zu einem idealen Kanzler stempelt. Es gibt noch anderes. Die Wähler glauben, daß Ludwig Erhard ein wirklich guter Mensch sei. Eben so gut, daß er, wie der Streit mit Adenauer und seine Auswirkungen gezeigt haben, vielleicht sogar ein bißchen zu gut ist. Hierzu gehört sein gemütliches Aussehen, sein auf Wohlstand hinweisender Körperumfang, sein Professorentitel, die ewig brennende Zigarre, die Brust voller Orden. Keiner hat bei Erhard den Verdacht, daß er ihn bei Verhandlungen im Ausland blamieren könnte. Der Gedanke, ein ausländischer Regierungschef könnte ihrem Ludwig Erhard anders als mit tiefem Respekt begegnen, ist für den deutschen

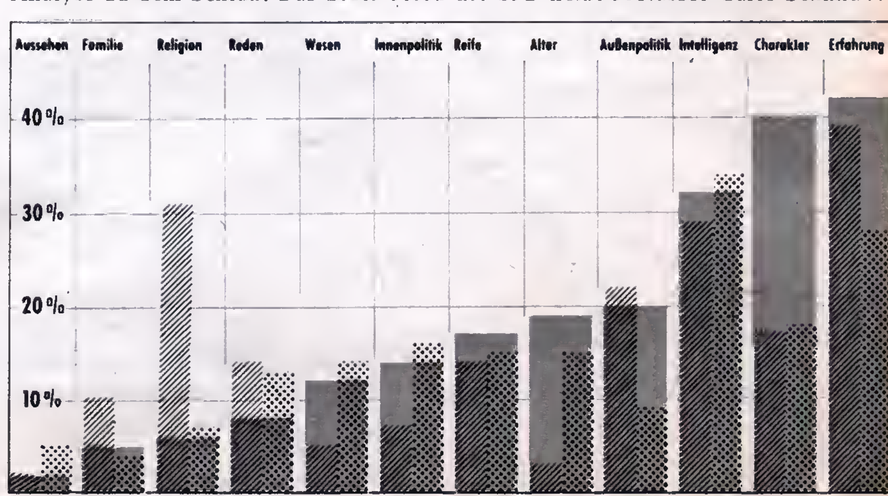
Die besten Pferde bleiben im Stall



***Geschadet** hat dem Bundeswirtschaftsminister (rechts) der Krach mit dem Bundeskanzler im Sommer 1959. Daß „der Dicke" sich von Adenauer mit bösen Worten abkanzeln ließ und dann doch nachgab, brachte viele Wähler zu der Überzeugung: Erhard ist nicht hart genug!*



Näher dran: Schmid Besser im Rennen als der SPD-Kanzlerkandidat Willy Brandt (schraffierte Säulen) liegt Professor Carlo Schmid (gepunktete Säulen). Der Vergleich mit den Werten, die von den QUICK-Meinungsforschern für den „idealen Kanzler" ermittelt wurden (breite, graue Säulen), beweist es. Zwar hat Willy Brandt in einer Reihe von Punkten, etwa „Aussehen", „Familienleben" und „Alter", einen deutlichen Vorsprung. Doch bei den Eigenschaften, die im Urteil der Bundesbürger am schwersten wiegen, gehört der erste Rang Carlo Schmid. Dem „Bundestagsprofessor" trauen die Wähler mehr menschliche Reife, mehr Intelligenz, vor allem aber mehr politische Erfahrung zu als Willy Brandt. So kommen die QUICK-Meinungsforscher in ihrer nebenstehenden Analyse zu dem Schluß: Das beste Pferd der SPD heißt Professor Carlo Schmid . . .



Näher dran: Erhard Der Vergleich zwischen Adenauer (schraffierte Säulen) und Erhard (gepunktete Säulen) fällt noch eindeutiger aus als der zwischen Willy Brandt und Carlo Schmid. Erhard, so glaubt der Wähler, sieht besser aus, findet in seinem Verhältnis zur Kirche das „richtigere" Maß, hat das sympathischere Wesen, die reichere innenpolitische Erfahrung, die größere menschliche Reife, ist noch intelligenter als Adenauer und um eine Winzigkeit charakterfester. Erhards schwächere Punkte: die Außenpolitik und die politische Erfahrung. Was Konrad Adenauer seinem Vizekanzler hier voraushat, macht Ludwig Erhard jedoch zum Teil wieder wett: Sein Alter sagt dem Wähler besser zu.

Bürger schlichtweg abenteuerlich. Sie können sich bestenfalls vorstellen, daß ein besonders böser Mensch den rechtschaffenen Ludwig Erhard auf gemeine Weise mißbraucht.

Für die SPD ergibt sich aus diesem Markenbild des gemütlichen Erhard eine beinahe teuflische Konstellation: Adenauer allein ist für die SPD schon schwierig genug. Ein Gespann Adenauer-Erhard aber ist beinahe unschlagbar. Wobei den Wählern eine Fata Morgana in der politischen Wüste vor den Augen tanzt: ein Ludwig Erhard als Kanzler und ein greiser Adenauer, der ihm wie der Urvater aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und Kniffe mit Rat und Tat zur Seite steht. Nun ja — eine Fata Morgana . . .

Auch für die SPD hat der Hexenmeister einen kleinen Idealkanzler aus der Retorte gezaubert. Er ist ihm nicht ganz so gut geglückt wie der vortreffliche Ludwig. Der Idealkanzler der SPD hat die Gesichtszüge des Professors Carlo Schmid.

Man würde dem Carlo Schmid wohl unrecht tun, wenn man ihn einen kleinen Erhard nennen würde. Tatsache aber ist, daß sich nach den Forschungsberichten der beiden Institute die Bilder von Erhard und Carlo Schmid in vielen Punkten gleichen. Es beginnt, so seltsam es anmuten mag, mit dem Professorentitel, den sie beide gemeinsam haben. Es setzt sich fort über die Korpulenz, und schließlich sind beide etwa gleich alt. Sie haben noch ein weiteres gemeinsam: Die Wähler können an Erhard denken und dabei die CDU vergessen. Die Wähler können Carlo Schmid ansehen und dabei die SPD-Baracke in Bonn aus den Augen verlieren.

Warum nicht Carlo Schmid?

Aber die SPD hat nicht Carlo Schmid, sondern Willy Brandt als Kanzlerkandidaten aufgestellt. Warum, wird wohl vielen Wählern unverständlich bleiben. Denn der Wähler traut dem Professor Carlo Schmid in vielen Dingen mehr zu als dem jungen, sympathischen, energischen Willy Brandt. Nach den Untersuchungen der beiden Institute liegt Carlo Schmid eigentlich im Alter, in der Sympathie und im Aussehen unter Willy Brandt. In vielen anderen Dingen aber, sei es in der Erfahrung, sei es in der gefestigten Weltanschauung, in der menschlichen Reife, schätzen ihn die Wähler höher ein als den Berliner Bürgermeister.

Es mag unlogisch klingen, aber der Wähler ist manchmal unlogisch: Die Stärke des Carlo Schmid liegt beinahe mehr in Dingen, die er nicht getan hat, als in Dingen, die er getan hat. In den Augen der Wähler ist Carlo Schmid kein Eiferer. Er ist kein Mann, der ihn mit dem Ruf „Auf die Barrikaden" erschrekken könnte. Er hat von ihm keine Rede für die Atombombe im Gedächtnis, aber auch keine Rede gegen die Atombombe. Was für manchen Politiker tödlich sein könnte, dieses Nicht-Stellung-Beziehen — für Carlo Schmid wirkt es sich segensreich aus. Segensreich, weil die SPD vielleicht zu oft Stellung bezogen hat und nach Ansicht der Wähler zu oft die falsche Stellung. Aber die SPD hat Willy Brandt zu ihrem Spitzenkandidaten ernannt und nicht Carlo Schmid. Zieht sie vielleicht in ein schweres Gefecht, ohne ihre Truppenverbände in die richtige Schlachtordnung gebracht zu haben?

Eines noch zum Schluß: Es wäre falsch, aus den von QUICK veröffentlichten Forschungsberichten das Fazit zu ziehen, die SPD habe die Wahlschlacht 1961 schon verloren, bevor sie eigentlich begonnen hat. Die Untersuchung, deren Ergebnis Sie in den letzten vier Nummern der QUICK gelesen haben, wurde Ende 1960 unternommen. Die wissenschaftliche Auswertung dauerte über ein Vierteljahr. Aber bis zum Wahltag wird ein weiteres halbes Jahr vergehen. Und in dieser Zeit kann noch manches geschehen . . .

Die Geschichte einer schwachen

Heisser

Hätte Harry Winter, New Yorker Versicherungsangestettter, doch nur einen Bruchtett der Sorgen vorausgeahnt, die ihn jetzt bewegen! Ntemats hätte er den Schmuck behallen, den ihm bei der Heimfahrt von einer Poker-Partie der nach einem Raubüberfatt tödtich vertetzte Gangster Victor Dunhttl vor die Füße warf. Harry Wtnter deponierte die unverhoffte Beute bei der Bahnhofs-Gepäckaufbewabrung und wartet nun, bis er ein neues Leben beginnen kann. Noch ist's nicht so weit — erst taucht die Potizei auf, die bei dem Überfatt zwei Tote beklagt. Eine Routine-Überprüfung wegen einer ähntichen Autonummer. Leider wird auch Winters resotute Verlobte Mary Swift in die Angetegenheit verwickett. Wutschnaubend macht sie sich auf den Weg nach New York . . . Inzwtschen sucht ntcht nur die Potizei nach dem geraubten Schmnck, sondern auch Nachttokatbesitzer Fisher. Er nimmt seine Angestettte Liz Dunhitl in die Zange, die Schwester des toten Gangsters. Bei ihr vermutet Fisher die Juweten. Dieser Verdacht genügt, um Liz die Augen zu öffnen: Fisher ist der Gangsterboss.

Bevor Harry Winter am Montagmorgen in sein Büro im Verwaltungsgebäude der Seabord-Versicherung fuhr, warf er einen Blick in den Hausbriefkasten. Das weiße Kuvert mit dem Schein der Gepäckaufbewahrung, das er an sich selbst addressiert hatte, leuchtete ihm entgegen.

Winter atmete auf. Der Schmuck im Wert einer Viertelmillion Dollar war also wieder in Reichweite gerückt. Er brauchte nur den Umschlag aus dem Briefkasten zu nehmen . . .

Er hütete sich, das zu tun. Überall würde die Polizei suchen, falls sie nochmals aufkreuzen sollte — im Briefkasten seiner Wirtsleute, den er mitbenutzte, höchstwahrscheinlich nicht.

Harry kam pünktlich wie immer ins Büro. Fünf Minuten später trat Abteilungsleiter Baxter ins Zimmer.

„Hallo, Harry!" Freundschaftlich legte er seinen Arm um die Schulter des Pokerpartners. „Was haben Sie Freitagnacht angestellt, nachdem wir uns getrennt hatten?"

„Wie meinen Sie das — ‚angestellt'?"

„Mensch, spielen Sie doch nicht die Unschuld vom Lande", lachte Baxter. „Trunkenheit am Steuer? Rauschgift?" In seinen Augen lag die Neugier. „Ich wurde am Samstagnachmittag von der

Viertelstunde · Von Lionel White

Der QUICK-Krimi

Schmuck und kalte Füsse

Polizei angerufen. Sie fragten mir die Seele aus dem Leib: nach der Pokerpartie — nach unserer Freundschaft — was Sie für 'n Kaliber seien! Sehr komisch. Wen haben Sie denn umgelegt?"

„Ach, diese Geschichte . . ." Harry lächelte mühsam. „So etwas kann nur mir passieren. Ich muß da auf der Heimfahrt in der Nähe eines Raubüberfalls vorbeigekommen sein. Wilde Schießerei und so."

Baxter grinste. „Haben Sie denn 'ne Kanone?"

„Ich hab' die Geschichte wohl um ein paar Minuten verpaßt. Mein Pech aber ist, daß jemand einen Chevrolet gesehen hat, der eine ähnliche Nummer hat wie meiner. So kam die Polizei auch auf mich. Routine-Angelegenheit. Sie wollten wissen, ob ich was beobachtet hätte."

„Und? Haben Sie?"

„Zum Teufel, nein! Vielleicht war ich bloß zwei Ecken weiter. Aber ich habe weder gesehen noch gehört, wie der Juwelenladen ausgeräumt wurde. Die Beute soll einen Wert . . ."

„. . . von 250 000 Dollar haben. Und Sie haben die Viertelmillion nicht zufällig fischen können?"

Harry Winter lachte laut auf. „Ich gewinne höchstens mal beim Pokern ein paar Dollar. Übrigens, weiß man, wo der Schmuck versichert war?"

„Man weiß es!" Baxter stach mit dem Zeigefinger auf Harrys Brust: „Bei der Seabord! Wir müssen bluten, Bruderherz!"

Winter hatte sekundenlang das Atmen vergessen. Auch das noch! dachte er. Dann aber kam eine genießerische Schadenfreude über ihn.

„Ach nee", sagte er mit hämischem Bedauern. „So ein Pech. Aber was tut's? Schließlich stinken wir doch vor Geld. Die Prämie wird entsprechend gewesen sein. Wer bearbeitet denn diesen Fall?"

„Rogers, siebzehnter Stock. Er ist für Juwelenversicherungen zuständig. Kennen Sie ihn?"

Harry nickte. „Flüchtig. An sich interessieren mich Schauergeschichten ja nicht. Aber da mir ein paar Polizeibullen fast das Hemd vom Leib gefragt haben . . ."

In der Mittagspause traf er Johnny Rogers im Drugstore unten im Parterre.

„So, die Kriminaler haben Sie also in der Mache gehabt?" forschte Rogers mit gelassener Neugier. „Wie kamen sie gerade auf Sie?"

Winter erzählte die „Duplizität" mit der Wagennummer: „Zufälle gibt's . . . Na, Schwamm drüber! Sagen Sie mal, Rogers, rechnen Sie damit, daß der Schmuck wieder auftaucht?"

„Wir haben 25 000 Dollar Belohnung ausgesetzt. Im allgemeinen zieht das."

Harry unterdrückte einen Pfiff. „25 000 Dollar sind kein Pappenstiel!"

Rogers schüttelte den Kopf. „Diesmal wird die Belohnung keinen Hund hinterm Ofen hervorlocken! Zwei Polizisten sind erschossen worden, vergessen Sie das nicht. In harmloseren Fällen, ja, da kommt es meistens zu einer Übereinkunft. Nach einer Weile, wenn Gras über die Sache gewachsen ist, klingelt das Telefon, und ein Rechtsanwalt stellt den Kontakt her. Wir bezahlen die Belohnung und kriegen heimlich, still und leise den Schmuck."

„Weiß die Polizei das?"

Rogers kniff ein Auge zu. „Wir kommen ja erst an die Reihe, wenn die Polizei versagt hat. Aber diesmal, nein! An ein stilles Geschäft, hinten herum, ist nicht zu denken. Die Polizei würde uns in Öl kochen, wenn wir sie nicht sofort benachrichtigen. Und das wissen die Gangster — die übriggebliebenen in diesem Fall — ebensogut wie wir."

„Der Polizei sind die Juwelen also schnurz? Es geht ihr um die Rache für die toten Kollegen, nicht wahr?" fragte Winter.

„Ja. Kaum Aussichten, daß jemand von der Bande wegen 25 000 Dollar singt, um dann vielleicht auf dem elektrischen Stuhl zu schmoren. Wir werden zahlen müssen." Rogers seufzte, als handelte es sich um sein eigenes Geld.

„Ihre Arbeit muß sehr interessant sein", sagte Winter leichthin.

„Interessant? Die Hauptarbeit leistet eine Privatdetektei. Ich bin nur manchmal bei Polizeiverhören zugegen. Am Samstag zum Beispiel, da hatten wir eine Zwanzigjährige in der Zange. Liz Dunhill. Ihr Bruder soll mit von der Räuberpartie gewesen sein. Ich persönlich halte das Mädchen für harmlos. Ein hübsches, sauberes Ding übrigens . . ."

Sie verabschiedeten sich bald, aber Harry ging noch nicht in sein Büro zu-

Heisser Schmuck und kalte Füsse

rück. Der Kollege hatte ihn auf einen ganz bestimmten Gedanken gebracht.

Dieses Mädchen mußte er kennenlernen!

Harry Winter besuchte eine Bekannte in der Registratur und schrieb, als sie einen Augenblick hinausging, auf ihrer Schreibmaschine ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier:

Wenn Sie wissen wollen, was Ihrem Bruder zugestoßen ist, so treffen Sie mich zwischen sieben und acht Uhr im „Teehaus" am Central Park. Fragen Sie den Kellner nach Mister Winter.

Kurz vor Büroschluß entschuldigte er sich bei seinem Chef mit einer beginnenden Grippe und verließ den Verwaltungspalast der Seabord.

Er hatte seinen Wagen wie stets auf dem Parkplatz für die Angestellten der Gesellschaft abgestellt. Er bemerkte nicht, daß sich gleichzeitig mit seinem Chevrolet ein Taxi in Bewegung setzte, das ganz in der Nähe geparkt hatte.

★

„Es geht los!" Mary Swift preßte das Gesicht ans Wagenfenster. „Verlieren Sie den Mann nicht aus den Augen."

Der Taxichauffeur murrte. „Gern tu' ich das nicht, Miss! Ich bin kein Privatdetektiv. Und ich hab' auch keine Lust, in einen Scheidungsprozeß hineingezogen zu werden."

Mary atmete tief, voller Jagdeifer. Ohne den Chevrolet ihres Verlobten aus den Augen zu lassen, zerrte sie aus ihrer Handtasche einen Geldschein. Erst als der Fahrer sich überschwenglich bedankte, sah sie, daß sie ihm eine Zwanzigdollarnote gegeben hatte. Sie bekam beinahe einen Herzkollaps.

Für diesen Geldschein sollte Harry doppelt und dreifach büßen . . .

Mary überlegte. Was hatte es zu bedeuten, daß ihr Verlobter eine halbe Stunde zu früh aus dem Dienst kam? Und noch verdächtiger: Warum fuhr er nicht gleich nach Hause? Er hatte doch hoch und heilig geschworen, mit Ausnahme von Freitag stets sofort heimzufahren und sich mit der guten Lektüre zu beschäftigen, die sie ihm empfohlen hatte.

Nun, sie würde hinter seine Geheimnisse kommen! Heute noch. Und wenn es weitere zwanzig Dollar kosten sollte...

Harry Winter ahnte nichts von der Verfolgerin. Er fuhr mit mittlerer Geschwindigkeit bis zu dem Gebäude, in dem die New Yorker Messenger-Boys Dienst taten — eine Firma, die Botengänge und ähnliche Aufträge übernahm.

Er ging ein Risiko ein, und er wußte das. Wenn die Empfängerin seiner Botschaft, die er in der Registratur getippt hatte, zur Polizei lief, kam er in Teufels Küche. Er nahm jedoch an, daß Schwestern von Revolverhelden und Mördern eine Scheu vor der Polizei hatten. Hoffentlich hielt sich Liz Dunhill an diese Überzeugung.

Im übrigen hatte er sich eine glaubwürdige Ausrede für sein Vorgehen zurechtgelegt. Notfalls würde er der Polizei erklären, er habe die Absicht gehabt, sich bei seiner Versicherungsgesellschaft Liebkind zu machen. Nur deshalb bemühte er sich um den Schmuck.

Hoffentlich war Liz Dunhill überhaupt zu Hause! Er übergab den Brief zusammen mit fünf Dollar Trinkgeld einem Messenger-Boy. Der pfiffige Junge versprach, ihn dem Mädchen persönlich auszuhändigen.

Harry kehrte zu seinem Wagen zurück und überlegte, wie er die Zeit bis zum Rendezvous totschlagen könnte. Er entschloß sich, schon jetzt in das verschwiegene Lokal zu fahren, das er für die Verabredung vorgeschlagen hatte.

Er steuerte durch den Central Park, beschattet von seiner mißtrauischen Braut. Er nahm in dem kleinen Lokal Platz und bestellte Whisky. Das wütende Gesicht seiner Verlobten, das ab und zu durch die Fensterscheibe blickte, bemerkte er nicht.

Im Augenblick war er mit sich und der Welt zufrieden. Falls der Boy das Mädchen nicht antraf, war das auch kein Beinbruch. Was konnte ihm schon passieren? Er hatte sozusagen eine Viertelmillion auf dem Bankkonto, bloß war das Konto vorübergehend gesperrt. Eines Tages würde er nach Belieben darüber verfügen können.

Zuerst würde er sich vollkommen neu einkleiden. Dann raus aus der miesen möblierten Bude. Hinein ins Hilton, ins Waldorf, ins . . .

Um Gottes willen, nur das nicht! Viel zu auffällig! Am besten, er ging erst einmal in Urlaub. Nach Miami oder auf die Bermudas, wie seine Wirtsleute.

Blödsinn! Wozu war er reich? Bermudas! Selbstverständlich würde er eine Weltreise machen. Heute hier, morgen in London, Paris oder Berlin. Einen Rutsch nach Kapstadt, einen Flug nach San Remo. Kleines Spielchen im Kasino.

Und dann natürlich — Frauen! Eine Pariserin? Vielleicht lieber eine österreichische Gräfin. Am besten mehrere.

Der Gedanke an das Leben, das ihn erwartete, berauschte ihn. Es war doch schön, Geld zu haben . . .

Mary Swifts Gedanken waren wesentlich sachlicher. Alle fünf Minuten lief sie zu dem kleinen Restaurant und spionierte durch die Scheibe. Dann kauerte sie sich wieder auf den Rücksitz des Taxis.

Längst hatte sie einen zweiten Geldschein opfern müssen. Doch sie fühlte, die Unkosten würden sich verzinsen. Sie war nun vollkommen sicher, daß Harry hier auf eine Frau wartete. Es konnte gar nicht anders sein.

Der Verlust des sauer ergeizten Geldes schmerzte sie. Und doch würde sie heute die letzte Banknote in den Taschen des unersättlichen Fahrers verschwinden lassen, wenn es sein mußte.

Sie wollte jene Frau sehen, auf die ihr Verlobter wartete. Das Mädchen, das aus Harry, dem Durchschnittsbürger, offensichtlich einen Draufgänger gemacht hatte.

★

Leutnant Hopper wollte ausnahmsweise mal um sieben Uhr Feierabend machen. Er war Junggeselle und wurde von niemand anderem erwartet als von seinem Bett.

Detektiv Finn war gewiß nicht weniger müde. An der Tür des Dienstzimmers holte er Hopper zurück.

„Telefon, Leutnant. Eine Verrückte will mit Ihnen sprechen."

Hopper kehrte seufzend um. „Hier Leutnant Hopper. Wer spricht?"

Die Dame am anderen Ende des Drahtes redete ohne Punkt und Komma. Hopper legte den Hörer auf den Schreibtisch und wartete eine Minute.

„Entschuldigen Sie, Miss, ich habe Ihren Namen nicht verstanden."

„Dann sperren Sie Ihre Ohren gefälligst auf! Ich rede mir Fransen an den Mund, und Sie hören nicht zu. Ich bin Mary Swift aus Connecticut. Die Dame, die Sie gestern, am heiligen Sonntag, anrufen mußte. Herrgott noch mal, erinnern Sie sich noch immer nicht?"

Finn am zweiten Hörer machte drei Kreuze. Hopper rollte die Augen.

„Richtig, Miss Swift! Natürlich erinnere ich mich. Sie waren gestern so liebenswürdig —"

„Ich war nicht liebenswürdig! Ich war wütend über die Belästigung. Aber Sie wollten alles über Harry Winter wissen, und da dachte ich mir —"

„Von wo sprechen Sie, Miss Swift?"

„Aus einer Telefonzelle am Central Park. Ich bin vorsichtshalber heute früh nach New York gefahren. Sie fragten gestern, ob ich einen Grund wisse, weshalb Mister Winter seine Wochenendverabredung nicht einhielt. Ich kenne den Grund!"

„Aha", stoppte Hopper mühsam den Redefluß der Bibliothekarin. „Was hat Mister Winter Ihnen erklärt?"

„Gar nichts! Er weiß nicht, daß ich ihn verfolgt habe. Aber mein Mißtrauen war nur zu berechtigt. Harry Winter hat ein Mädchen! Können Sie sich so was vorstellen?"

Finn grinste dreckig. „O ja", murmelte er, „denn du scheinst 'ne Gewitterziege zu sein."

Hopper winkte ihm zu, den Mund zu halten. „Ich verstehe, Miss Swift. Winter hat 'ne Liebste!"

„Liebste! Pfui Teufel! Jedenfalls hat er ein Mädchen! Und wenn ein Mann derart treulos ist, wenn mich jemand belügt und betrügt — dann ist er zu allem fähig! Mich hintergeht man nicht so leicht und nicht ungestraft!"

Der Leutnant fand die Unterhaltung auf die Dauer anstrengend. „Dann haben

wir ja die Erklärung, warum er Sie versetzt hat", sagte er. „Winter war Freitagnacht mit seiner Geliebten zusammen. Ich danke Ihnen für . . ."

„Das habe ich nicht behauptet!" unterbrach ihn die Bibliothekarin scharf. „Ich weiß lediglich, daß er jetzt, im Augenblick, mit einem anderen Mädchen zusammensitzt! Sie haben die Köpfe dicht beieinander und tuscheln und wispern. Es ist ein — Skandal!"

„Sicher", murmelte Hopper gelangweilt. „Man wispert nicht in der Öffentlichkeit. Wo tuscheln die beiden Schwerenöter denn?"

„Hier im Central Park. Ein verschwiegenes Gartenlokal. ‚Teehaus' heißt es. Das sagt doch schon alles!"

„Vielleicht ist sie eine Verwandte von ihm," Hopper versuchte, die Wildgewordene zu beruhigen.

Mary keifte weiter. „Seine Verwandten kenne ich. Auch alle seine Kollegen. Das Mädchen ist viel zu blond, um seriös zu sein. Ich hörte, wie sie den Kellner fragte, wo der Mann säße, der sie erwarte. Ihr Name sei Dunhill —"

„Was sagen Sie da?" Hoppers Stimme wurde stahlhart. Seine Augen funkelten. „Wie war der Name?"

„Ich habe ihn genau verstanden. Sie kam mit einem Taxi. Ein Mister Winter erwarte sie, sagte sie zu dem Ober. Ihr Name sei Liz Dunhill . . ."

Finn blickte den Leutnant fragend an. Dann mischte er sich in das Gespräch: „Zentrale. Die Leitung wird für ein Gespräch aus Europa gebraucht. Wir müssen unterbrechen!" Er legte rücksichtslos auf.

Hopper bediente bereits die Sprechanlage des Präsidiums. Es war keine Zeit zu verlieren.

★

Liz Dunhill trug ein selbstgeschneidertes dunkles Kleid. Es wirkte so trist, daß es zu ihrer Stimmung paßte. Ihre Augen waren von den Tränen um den Tod des Bruders gerötet, die Lider geschwollen. Trotzdem war ihre Schönheit unverkennbar.

Sooft sie Harry Winter anblickte, flammten ihre azurblauen Augen vor Haß und Abscheu. Wie ein Vulkan vor dem Ausbruch, mußte Harry denken.

Harry Winter hatte für sie einen Martini bestellt. Ihre Schönheit irritierte ihn. Und doch konstatierte der Durchschnittsbürger Winter sein erregtes Interesse mit Behagen. Weit weg waren seine Erinnerungen an eine Bibliothekarin namens Swift. Auch Mary war hübsch, gewiß. Aber dieses Mädchen hier war lieblich statt kalt, temperamentvoll statt temperiert.

Liz schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Ich denke, Sie wollen mich sprechen? Sie scheinen zu dösen. Was starren Sie mich an? Was wollen Sie von mir?" Liz unterdrückte ihren Ärger nicht.

Harry sah ihr offen in die Augen. Sie sollte erkennen, daß sie sich vor ihm nicht zu fürchten brauchte.

„Sie gehören doch wohl nicht zu dem Gesindel, das ich zur Genüge kennengelernt habe?" fragte Liz. „Sie sehen ehrlich aus. Vielleicht sind Sie wirklich von einer Versicherungsgesellschaft. Ja, vielleicht stimmt sogar, was Sie mir angedeutet haben. Mein Bruder schwang sich nach dem Überfall zu Ihnen in den Wagen — und nun haben *Sie* die Juwelen! Aber warum, in Gottes Namen, warum kommen Sie mit dieser entsetzlichen Geschichte ausgerechnet zu mir?"



„Idiotisch, daß keiner an einen Regenschirm gedacht hat . . ."

„Zuerst müssen Sie mir glauben, daß ich Ihrem Bruder nicht mehr helfen konnte. Plötzlich ließ er die Pistole fallen, mit der er mich zu der Fahrt gezwungen hatte. Dann kippte er zur Seite und war tot."

„Er war noch viel zu jung zum Sterben", schluchzte Liz.

„Er war auch noch viel zu jung für einen solchen Raubüberfall, Liz! Niemals kann das seine Idee gewesen sein. Ich will wissen, wer den Überfall ausgeheckt hat. Wie die Anstifter die Beute absetzen wollten . . ."

„Aber warum interessiert Sie das? Sind Sie Geheimpolizist? Privatdetektiv? Oder arbeiten Sie im Auftrag Ihrer Versicherungsgesellschaft?"

„Nein. Ich handle völlig privat. Ehrenwort! Fünf Menschen haben für diese Juwelen bereits Ihr Leben lassen müssen. Einer davon ist Victor, Ihr Bruder. Tote lassen sich nicht wieder lebendig machen. Aber — rächen! Außerdem wird durch die unglückseligen Umstände der Schmuck nicht weniger kostbar."

Liz sah ihn gespannt an. Sie bemerkte sein Zögern. Wie ein Rächer sah Harry Winter keinesfalls aus. Mühsam nach Worten suchend, sprach er weiter:

„Ich habe keine Erfahrung mit Banden . . . mit Gangstern und Hehlern . . . Ich nahm an, daß Sie, als die Schwester eines am Überfall Beteiligten . . ."

Liz sprang auf — zu Tode beleidigt. Ihre Augen funkelten in wütendem Haß.

„Unverschämtheit. Ich habe damit nichts zu tun . . ." fuhr sie ihn an. „Mein Bruder ist tot. Wahrscheinlich hat er sein Schicksal verdient. Ich kann auch dem Polizisten nichts nachtragen, der Victor erschossen hat. Aber der Gedanke an den Schmuck macht mich krank! Mir wird speiübel, wenn ich nur an ihn denke. Ich hasse das glitzernde Dreckszeug! Und ich hasse die Männer, die Victor zu der Tat verführt haben."

Sie bebte am ganzen Körper.

„Bitte, nehmen Sie es nicht so schwer", sagte Harry gerührt. „Ich wollte Sie wirklich nicht kränken. Glauben Sie mir, bitte! Setzen Sie sich doch wieder."

Das Mädchen seufzte leise. Der Haß in ihren Augen war nicht erloschen. Er

Heisser Schmuck und kalte Füsse

schwelte weiter, doch richtete er sich nicht mehr gegen den Mann am Tisch.

„Ich will und werde dafür sorgen, daß der Mann, der Victor zum Verbrecher gemacht hat, seine Strafe bekommt!" sagte sie. Es klang wie ein Gelöbnis.

„Sie kennen den Mann im Hintergrund? Wer ist's?" Harry hielt den Atem an. Das gerade hatte er wissen wollen — weil er eine Idee hatte, wie er seine Haut *und* das Geld für den Schmuck retten konnte. Glaubte er jedenfalls . . .

Liz hob den Blick. „Erwarten Sie im Ernst, daß ich Sie mit diesem Kerl zusammenbringe? Glauben Sie, ich würde Ihnen auch noch helfen, aus der gräßlichen Sache womöglich Kapital zu schlagen? Dann sind Sie ein verdammter Narr! Und ein Lump, Mister Winter!"

Erschöpft lehnte sie sich zurück. Sie nahm einen Schluck aus ihrem Glas. In ihren Augenwinkeln schimmerte es verdächtig nach neuen Tränen.

„Victor war schwach", flüsterte sie wie zu sich selbst. „Ich habe gewußt, daß er nicht viel taugte. Aber er hätte ein anständiger Junge werden können, wenn er nicht in schlechte Gesellschaft geraten wäre."

Sie trank den Martini aus und griff nach ihren Handschuhen.

„Was Sie betrifft", sagte sie, ohne ihre Abneigung zu verbergen, „so läßt es mich kalt, ob Sie den Schmuck haben oder nicht. Salzen Sie ihn ein! Ich bin nicht die Erbin einer solchen Hinterlassenschaft. Von mir haben Sie keine Hilfe zu erwarten. Behalten Sie das Zeug oder geben Sie es zurück. Wie Sie wollen. Wahrscheinlich aber sind Sie ein genauso minderwertiger Charakter wie Fred Fisher . . ."

„Fisher?" fragte Harry rasch, begierig. „Ist dieser Fred Fisher der Mann im Hintergrund? Der Anstifter, der Hehler?"

Liz starrte ihn lange an. „Wenn Sie klug sind, Mister Winter", sagte sie sehr langsam, sehr betont, „und wenn Ihnen Ihr armseliges Leben lieb ist, dann vergessen Sie den Namen meines Chefs. Vergessen Sie ihn auf der Stelle. Es sei denn, Sie wollen der sechste Tote auf diesem abscheulichen Schlachtfeld sein."

Das Mädchen erhob sich. Ihre schlanke Gestalt straffte sich. Sie gab ihrem Gegenüber nicht die Hand zum Abschied.

„Vielleicht sind Sie nur ein kleiner Wichtigtuer. Wenn Sie aber wirklich den gestohlenen Schmuck haben sollten, so gebe ich Ihnen den Rat: Trennen Sie sich schleunigst von ihm! Gehen Sie zur Polizei und erzählen Sie dort die Geschichte, die Sie mir vorgeschwatzt haben. Ein Gitter ist besser als ein Kreuz . . . Ich gehe jetzt nach Hause. Unser Gespräch ist beendet. Ich möchte Sie nicht wiedersehen."

Sie ließ Harry wie einen dummen Jungen stehen und verließ das Lokal. Draußen war es dunkel geworden. Am Zaun des Lokals stand ein Taxi. Ein hysterisches Weib schrie Liz daraus zu, sie sei ein dreckiges Flittchen . . .

Harry Winter setzte sich wieder und verlangte die Rechnung. Er war sehr niedergeschlagen. Am liebsten wäre er Liz nachgegangen, so hingerissen war er von dem Mädchen — trotz ihrer unerfreulichen Diskussion.

Der Mann, der seit einiger Zeit ein



„. . . immer diese Fallschirmjäger!"

paar Tische weiter saß, überlegte, ob er dem Mädchen oder dem Mann folgen solle. Zu Liz Dunhills Unglück entschied er sich für Harry Winter.

Harry bezahlte und schlenderte zu seinem Auto. Der Beschatter setzte sich in seinen Dienstwagen, der nicht als Polizeifahrzeug gekennzeichnet war. Er folgte dem Chevrolet bis nach Long Island.

Zur gleichen Zeit, als Harry Winter das Garagentor hinter sich abschloß, erreichte Liz Dunhill das Appartementhaus, in dem sie wohnte. Am Straßenrand parkte ein Cadillac.

Liz kam nicht dazu, zu schreien. Die dunkle Gestalt, die sie ins Auto zerrte, hielt ihr unbarmherzig den Mund zu.

★

Harry überlegte einen Augenblick, ob er den Umschlag mit dem Gepäckschein aus dem Briefkasten nehmen sollte. Nur um diesen „Blankoscheck auf eine Viertelmillion Dollar" zwischen den Fingern zu fühlen. Er beherrschte sich, zu seinem Glück.

Als er das Licht in seinem Zimmer anknipste, fuhr ihm der Schreck in alle Knochen. Zwei Männer erwarteten ihn: Leutnant Hopper döste auf der Couch, Detektiv Finn lag quer im Sessel, die Beine über der Lehne.

„Fangen Sie an", sagte Harry Winter müde und gottergeben, nachdem er sich einigermaßen wieder gefaßt hatte. Sofort wurde Hopper hellwach.

„Wo waren Sie?"

„Wo ich war? Unterwegs ... spazieren ..." Noch saß der Schock in Harrys Gliedern. Er hätte sonst anders reagiert.

„Er war spazieren", freute sich Finn. „Habe ich nicht gesagt, Leutnant, Mister Winter sei harmlos? Keine Ausreden, keine Lügen! Wir fragen, wo er herkommt. Er gibt eine klare Antwort. Von unterwegs ..."

Mit erstaunlicher Behendigkeit sprang der stämmige Detektiv auf Harry zu. Brüllte: „Sie widerliche, ekelhafte Ratte!"

Auch Hopper stand auf. Er begann zu sprechen, leise und sanft. Fast klang es, als wolle er sich für seine Neugier entschuldigen.

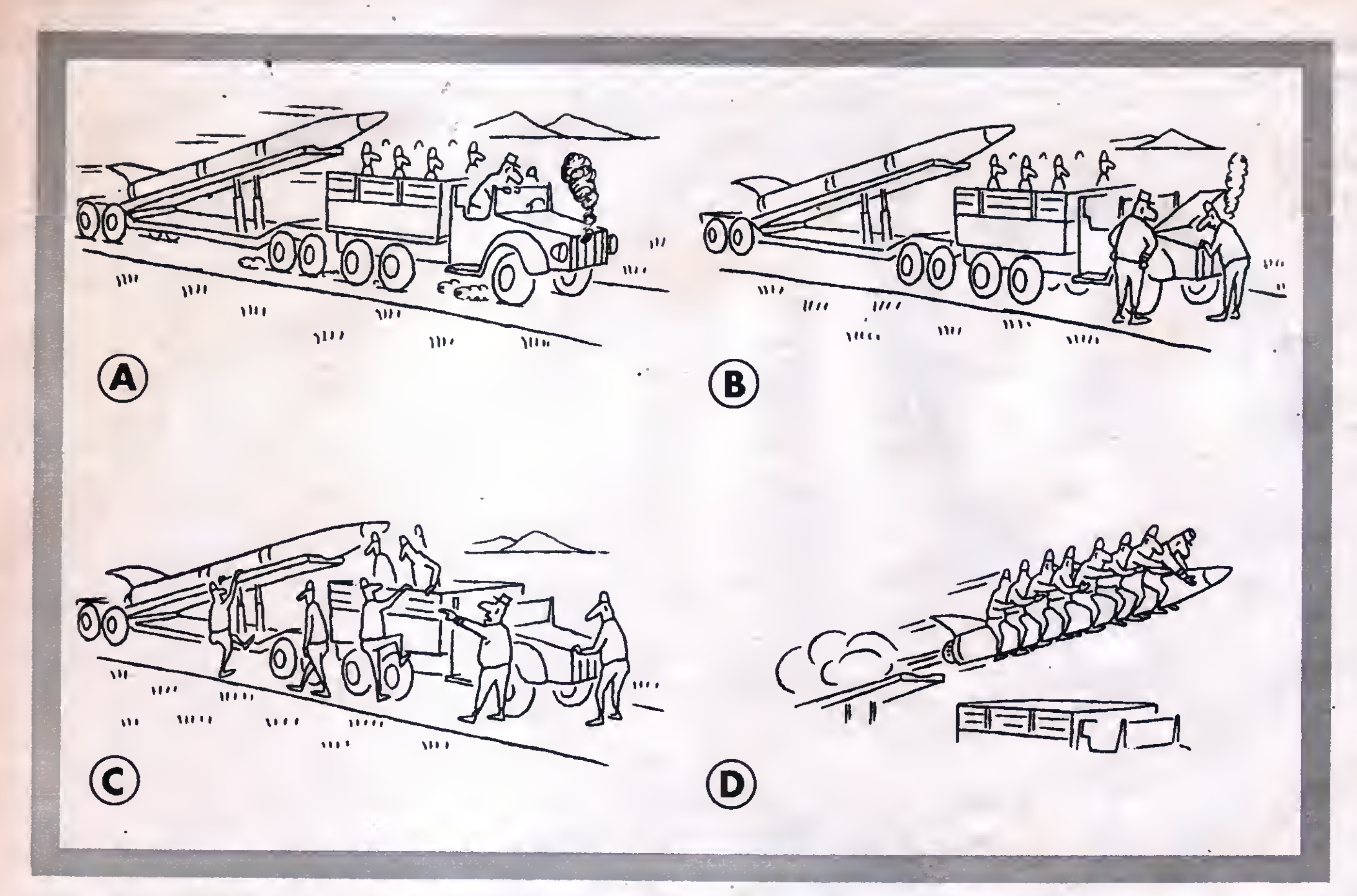
„Ich möchte etwas klarstellen, Mister Winter: Wir sind mit der Klärung eines Raubüberfalles beschäftigt. Es handelt sich um die Kleinigkeit von Schmuck für 'ne Viertelmillion. Wir haben ihn noch nicht gefunden. Aber der Raub spielt in unseren Ermittlungen nur eine untergeordnete Rolle."

Hoppers wohlwollende Stimme klang jetzt geradezu vertraulich.

„Bei diesem Überfall sind zwei Polizisten getötet worden. Der eine war ein Jahr jünger als Sie. Verheiratet. Er hieß Hardy. Der zweite Polizist hieß Dillon. Ich kannte ihn und seine Familie. Zwei Töchter, ein Sohn. Auch Sie hätten die Dillons sicher gern gehabt! Ehrliche, anständige Leute. Dillon hatte viel Herz. Nur ungern schrieb er einen Strafzettel aus. Ja, und nun ist er tot. Sein Tod hat mich persönlich ziemlich mitgenommen. Dillon war mein Freund. Ich bin sein Trauzeuge gewesen."

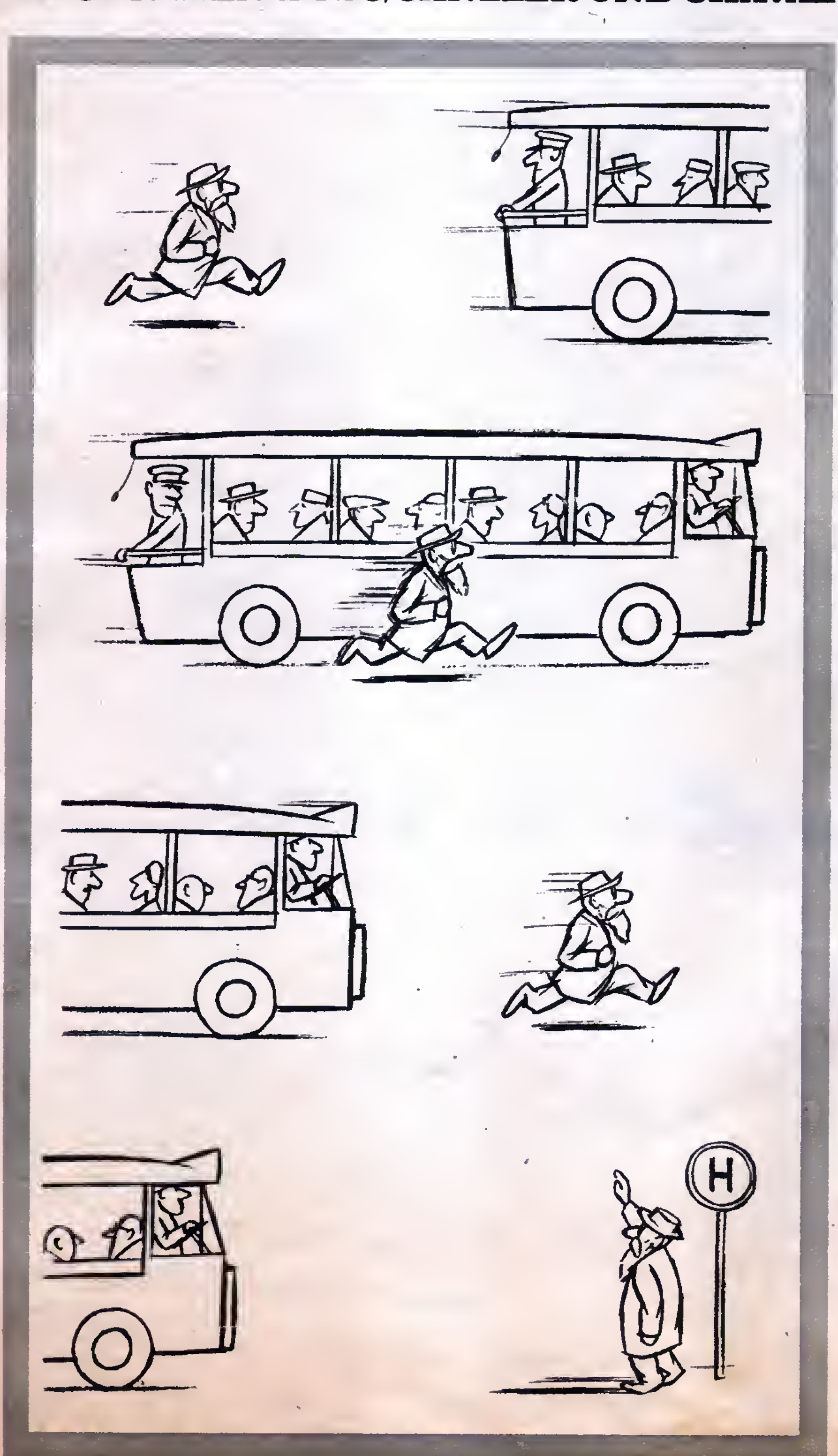
Hoppers Erschütterung war durch und durch echt. Aber sogleich hatte er sich wieder in der Gewalt.

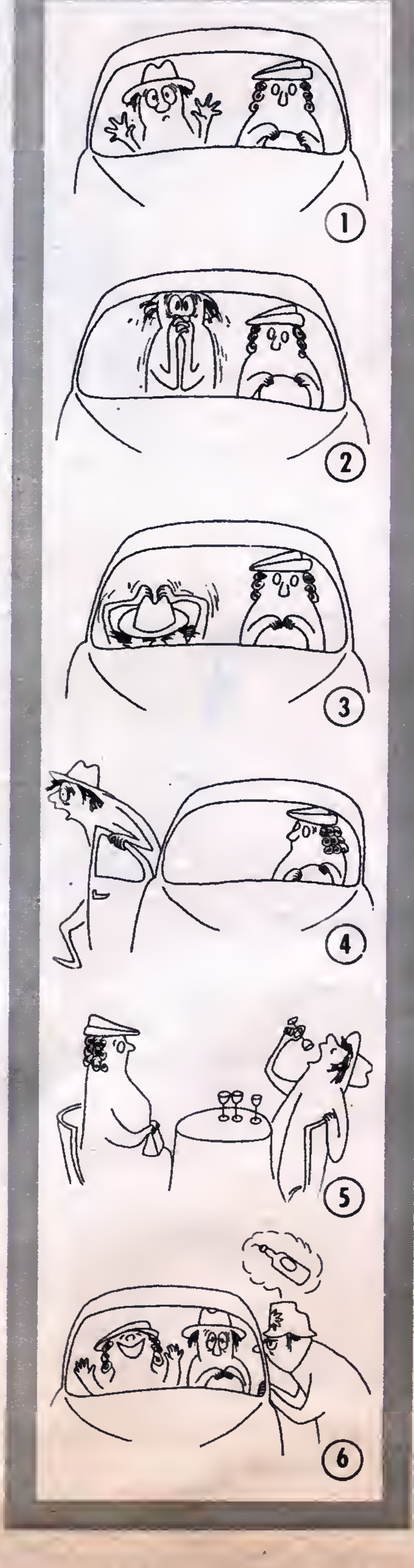
„Ich habe nicht die Absicht, Sie zu Tränen zu rühren, Mister Winter. Wir



SACHEN ZUM LACHEN

ZEICHNETEN BOSC, CANZLER UND CHAVAL





Heisser Schmuck und kalte Füsse

müssen alle sterben, wenn auch hoffentlich nicht so wie Dillon und Hardy. Nun nehmen wir bekanntlich Morde an Polizisten verdammt ernst. Wir sehen das ungern. Es ist das gemeinste Verbrechen in unserer Branche. Entsprechend reagieren wir."

Harry Winter nickte mechanisch. Sein Mund war ausgedörrt vor Angst.

„Und jetzt zu Ihnen", fuhr der Leutnant fort. „Sie haben erklärt, nichts, gar nichts zu wissen. Die drei Banditen seien Ihnen vollkommen fremd. Sie kannten weder Tommy noch Jack, noch Victor Dunhill. Sagten Sie. Trotzdem verbrachten Sie den heutigen Abend in Gesellschaft der Schwester eines jener Männer! Sie saßen in einem netten Teehaus und erfreuten sich des schönen Abends. Beneidenswert, Harry Winter! Aber mein Neid ist nichts gegen das andere Gefühl in mir!"

Plötzlich war Hoppers Stimme hart wie Beton.

„Sie Halunke!" zischte er. „Sie stinkendes Schwein! Machen Sie endlich das Maul auf und packen Sie aus!"

Finn unterstützte seinen Leutnant, indem er Harry seine geballte riesige Faust unter die Augen hielt. „Gnade Ihnen Gott, wenn Sie mit etwas hinterm Berg halten! Ich vertrimme Sie, bis Sie Ihre dreckige Seele auskotzen!"

Harry war kein Held. Er redete, krampfhaft bemüht, seine Nerven nicht durchgehen zu lassen:

„Stimmt. Ich habe Miss Dunhill um eine Aussprache gebeten. Wir waren etwa eine Stunde zusammen..."

Er erzählte schnell, damit es ehrlich klänge. Niemand unterbrach ihn:

„Nach Ihrem ersten Besuch, meine Herren, habe ich mir natürlich Gedanken gemacht. Ich habe die Berichte über den Raub gelesen. Endlich wußte ich, was Sie eigentlich von mir gewollt hatten. Meine Neugierde war erwacht. Jeder, der zur Tatzeit die Gordon Street passiert hätte, wäre neugierig geworden. Heute morgen erfuhr ich zudem, daß die Juwelen ausgerechnet bei der Gesellschaft versichert sind, für die ich seit vielen Jahren tätig bin. Ich erkundigte mich natürlich. Und man erzählte mir—"

„Wer?" unterbrach Hopper.

„Der Leiter der Abteilung Juwelen, ein Mister Johnny Rogers. Sie können ihn fragen. Er sprach von der Belohnung, aber die interessierte mich nur am Rande. Rogers erzählte mir, er wäre bei der Vernehmung der Liz Dunhill hinzugezogen worden. Die Adresse des Mädchens hatte ich in der Zeitung gelesen. So schrieb ich ihr ein paar Zeilen und traf mich vorhin mit ihr. Das ist alles!"

„Das ist alles!" höhnte Finn. „Und Sie blickten ihr tief in die Augen und betrachteten sich als entlobt. Von Miss Swift..."

„Was versprachen Sie sich von der Begegnung?" unterbrach Hopper das boshafte Geschwätz seines Kollegen.

„Ich wollte sehen, ob Miss Dunhill eine Verbindung zu Gaunern und Hehlern zuzutrauen wäre. Ich erkannte, daß sie harmlos ist und mich nicht an die Hintermänner heranführen konnte. Schade, ich hätte meiner Firma gern bewiesen, was in mir steckt. Eine kleine Gehaltsaufbesserung wäre mir äußerst willkommen. Ich will nämlich heiraten, müssen Sie wissen."

Das Verhör ging weiter, pausenlos, gnadenlos. Es dauerte insgesamt fünf Stunden. Es gelang Hopper nicht, Winters Darstellung zu erschüttern. Er blieb bei seinen Motiven.

Um vier Uhr morgens gingen die beiden Beamten. Leutnant Hopper sprach das abschließende Wort:

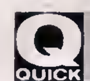
„Diesmal werden wir uns richtig mit Ihnen beschäftigen! Wenn wir dahinterkommen, daß Sie mit der Sache zu tun haben, holen wir Sie. Sie können fliehen, wir schnappen Sie doch. Und dann braten Sie auf dem elektrischen Stuhl, bis Sie schön kroß sind. So wahr mir Gott helfe!"

Winter blickte ihnen erlöst nach. Ein Glück, dachte er, daß ich den Umschlag nicht aus dem Briefkasten genommen habe, als ich kam! Ich hätte ihn in der Hand gehalten wie einen Blumenstrauß...

Fortsetzung folgt



Dem Quick-Leser gehört die Welt



Nr. 15 · Jahrgang 14
9. April 1961
Preis 60 Pfennig

Verlag und Redaktion:
München 3, Brienner Straße 26–28
Tel.: 22 88 01; nachts: 22 88 01–04
(im Selbstwählferndienst Ortskennzahl 0811)
Fernschreiber-Anschluß: 05-23600
Versandstelle Essen: Telefon 7 19 61
(im Selbstwählferndienst Ortskennzahl 02141)
Fernschreiber-Anschluß: 08-57354

Herausgeber: Diedrich Kenneweg
Redaktionsdirektor: Franz Hugo Mösslang

Bildbeiträge
Leitung: Günter Prinz
Verantwortliche Redakteure:
Dr. Herbert Zachäus (Ausland)
Gerhard Maasleitner (Inland)
Imprimatur: Wolfgang Küchler
Redaktion: H. Wahl, B. Wundshammer, D. Ahrens, O. Schuster, P. Bacher, K. Gessl, H. Jaenecke, T. Reychardt (Titelbild), D. Schäfer, E. Fein, H. Dau, J. Leeb. Theater und Film: J. F. Bremer.

Textbeiträge
inclusive Illustrationen
Leitung und verantwortlich:
Friedrich Strindberg
Romane: M. Stiebing, B. Eberle, B. Naegele, Ilse Ebbinghaus. Tatsachenberichte: G. Jaeckel, W. F. Hiss, H. T. Rowe. Wissenschaft: W. F. Hiss. Recherchen: H. Hartmann, P. Nischk, P. Schäcker.
Grafische Beratung: Willy Fleckhaus
Schlußredaktion: Georg Fritz
Einrichtung: E. Vogl-Dammbach, E. Rassbach
Bilderdienst: Margarete Paupitz
Chef vom Dienst: Darrit Matzkait
Herstellung: Dieter Martens

Research: Dr. Manfred Koch
Anzeigen
Verantwortliche Leitung: Verlagsdirektor Alfred Baehme
Struktur: L. Tanke. Druckkontrolle: A. Hofmann
Vertrieb
Gesamtleitung: Stellvertretender Verlagsleiter Paul Manet. Stellvertretung: Walter Freitag. Abonnement: H. Siebels. Ausland: H. Karting



erscheint wöchentlich
im Verlag
Th. Martens & Co. GmbH

Auslandsredaktionen: London: J. H. Kisch, 101 Salisbury Square House, Fleet Street, London EC 4, Tel. Fleet Street 5657. New York: Arthur Steiner, 69-10 Yellowstone Blvd. Forest Hills, New York, N. Y., Tel. JII. 9-3428. Paris: Ladislav de Vaysse, Paris 9e, Avenue Frochot 10, Tel. LAM 95–74. Rom: Joachim Schell, Via Mecenate 18, Rom, Tel. 732509. Holland und Belgien: Bob van Dam, Plantage Parklaan 12, Amsterdam, Tel. 5 49 51. Wien: Sebastian Leitner, Genzgasse 50, Wien XVIII, Telefon 32 05 52. Redaktionsvertreter in Deutschland: Wolfgang Fischer, Stuttgart, Reinsburgstraße 125, Telefon 6 72 67; Gert Kistenmacher, Hamburg 1, Alstertor 15, Telefon 33 04 66, Fernschreiber 02-13753; Rudolf Waller, Bonn, Pressehaus VI/76–77, Telefon 2 37 72, Fernschreiber 0886–816; Rudolf Zscheile, Berlin - Schlachtensee, Ahrenshooperzeile 5, Telefon 84 52 69, Fernschreiber 018–3010. Ständige fotografische Mitarbeiter: Michael Friedel, Gerhard Gronefeld, Hanns Hubmann, Hilmar Pabel, Victor Peters. Bildagenturen: AP, dpa, Graziani, Keystone, Lutetia, UPI. Druck: W. Girardet, Essen. Abonnements nimmt jede Postanstalt oder der Verlag direkt entgegen. Monatlicher Bezugspreis: DM 2.60 (zuzüglich Zustellgebühr DM 0.09). QUICK darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung des Verlages in den Lesemappen geführt werden. Wiederverwendung des Inhaltes nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 13 gültig. Bank: Bankhaus H. Aufhäuser, München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I, Freyung 6. Erscheinungsort: München.

Asien: US $ 0,25; Australien: austr. sh 2/–; Belgien: bfrs 9,–; Canada: can $ 0,25; Dänemark: dkr 1,40; Frankreich: NF 0,90; Griechenland: Dr 7,50; Großbritannien: sh 1/6; Holland: hfl 0,70; Italien: Lit 120,–; Luxemburg: lfrs 9,–; Norwegen: nkr 1,40; Österreich: ö. S 4,50; Portugal: Esc 7,–; Schweiz: sfrs 0,70; Spanien: Ptas 15,–; Südafrikanische Union: Rand 0,18; Mittel- und Südamerika: US $ 0,25; USA: US $ 0,25.
Printed in Germany.


MILKANA
Gerti Haller
die Schweizer Expertin für Käsedelikatessen, gibt Ihnen hier - wie auch im Fernsehen - neue Tips und Rezepte für Ihre Käseplatte.
Käseplatte
Hier eine interessante Fernsehsendung, dort ein Kinobesuch, ein wichtiger Elternabend oder Vortrag - unser Leben ist heute viel bunter als früher. Oft wird uns die Zeit knapp. Damit Sie auch dann noch etwas Gutes genießen können - hier zwei schnelle Tips:
Italia-Schnitte
Je zwei Toastbrotscheiben mit Butter und Tomatenmark bestreichen, mit der bestrichenen Fläche nach oben übereinanderlegen und diagonal durchschneiden, so daß nun zwei Dreiecke entstehen. Milkana-Salami in vier Dreieckscheiben schneiden (Messer vorher in heißes Wasser tauchen). Auf jede der Doppelschnitten eine Scheibe Milkana-Salami legen und mit gefüllten Oliven-Scheiben umranden.
Schwarzwälder Kräuterhappen
Pumpernickel oder Schwarzbrot mit Butter und Milkana-Kräutercreme bestreichen. Jede Scheibe in drei Streifen schneiden und übereinanderlegen. Mit dem Viertel einer Tomate und Mandeln belegen und mit Petersilie garnieren.
MILKANA
Salami
rauchfrisch im Geschmack!
MF 614
Wieder ein Beweis: Milkana - so extra delikat!
MILKANA
hat eine Fülle von Spezialitäten für Sie. Möchten Sie etwas sehr Würziges? Dann nehmen Sie Milkana-Salami mit rauchfrischen Salami-Stückchen. Eine Delikatesse -
so recht nach Ihrem Geschmack